

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 8

August 1929

Jahrgang VI



**Friedrich Heinrich
von der Hagen**

DAS DEUTSCHE INSTITUT

**Neues und Altes von der Pflege der
Deutschkunde an der Universität Breslau**

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theodor Siebs

Es ist eine unserer bedeutsamsten Aufgaben, heute — wo Deutschland darniederliegt — die Erkenntnis und die Schätzung der deutschen Werte so zu fördern, daß der Deutsche sich sein Selbstvertrauen und seine Würde bewahrt. Und das kann am besten dadurch geschehen, daß in unserem Vaterland, dessen Ansehen und Bedeutung heute nicht zum wenigsten auf der Wissenschaft beruht, die deutscheste Wissenschaft, das Studium der deutschen Kultur und der deutschen Sprache — die Sprache ist ja der treueste Spiegel der Kultur jedes Volkes — in den Mittelpunkt unserer geisteswissenschaftlichen Arbeit gerückt wird. Und dazu ist das Deutsche sehr wohl geeignet, namentlich wenn die in ihm enthaltenen Bildungswerte der Antike noch zu ihrem Rechte kommen. Damit aber Forschung und Lehre auf den Gebieten der deutschen Sprache und Literatur, der deutschen Altertumskunde und Volkskunde, damit deutsche Art und deutsches Geistesleben gerade in Ober- und Niederschlesien, diesem in seinem deutschen Bestande gefährdeten Gebiete, eine würdige Pflegestätte finden, faßte ich vor langen Jahren den Plan zur Gründung eines Deutschen Institutes an unserer Universität und legte ihn nach mündlicher Rücksprache mit Herrn Ministerialdirektor Professor Dr. Richter am 12. Mai 1923 dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vor. Dank den Bemühungen des Herrn Ministerialdirektor Richter, dank der nie ermüdenden Anteilnahme des Herrn Universitätskurators v. Gröning, durch die hilfsbereite Güte der Provinz Niederschlesien und der Stadt Breslau sowie durch das Wohlwollen anderer Behörden und auch privater Kreise ist die Errichtung des Instituts im Jahre 1927 möglich geworden, und nun haben wir die Freude, es — wenn auch nur in seinen bescheidenen Anfängen — in Hut und Pflege zu nehmen.

Wir hoffen auf den guten Fortschritt weiteren Ausbaus und auf die Hilfe vieler Freunde dieser deutschesten Wissenschaft. Gerade an unserer Breslauer Universität darf

sie Anspruch auf eine allgemeine Teilnahme erheben. Die geschichtliche Betrachtung unserer aus dem Boden der Romantik um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts entsprossenen und dann zugleich mit den preußischen Universitäten Berlin, Breslau und Bonn gewachsenen und erstarkten Wissenschaft der deutschen Sprache, Literatur und Altertumskunde mag uns lehren, wie eng sich ihre Schicksale mit denen unserer Hochschule berühren, wie sie aber auch in bedeutsamer Wechselwirkung mit der Entwicklung des deutschen Nationalgefühls stehen.

An Herders allumfassende Bestrebungen um die Geschichte der Dichtung hatten die Brüder Schlegel angeknüpft: Friedrich Schlegel hatte die Poesie der Griechen und Römer darzustellen begonnen; August Wilhelm Schlegel hatte, das Ziel einer Gesamtliteratur der europäischen Kulturvölker im Auge behaltend, unter dem Einflusse von Johannes Müller, der älteren deutschen Dichtung seine Teilnahme zugewandt. Tieck hatte sich vor allem um die Quellen der Dichtung bemüht; Friedrich Schlegel suchte, wie auch Wackenroder, in erster Linie der bildenden Kunst des Mittelalters zu dienen; die Heidelberger Brentano, Arnim und Görres wirkten für die Pflege der deutschen Volksdichtung. Durch alle diese Bemühungen um die deutsche Vorzeit wurden die weltbürgerlichen Ideen eines Herder fruchtbar für den deutsch-nationalen Gedanken, in jener Zeit politischen Elends. Und das mag auch uns heute mahnen an den Wert der Pflege deutscher Überlieferungen.

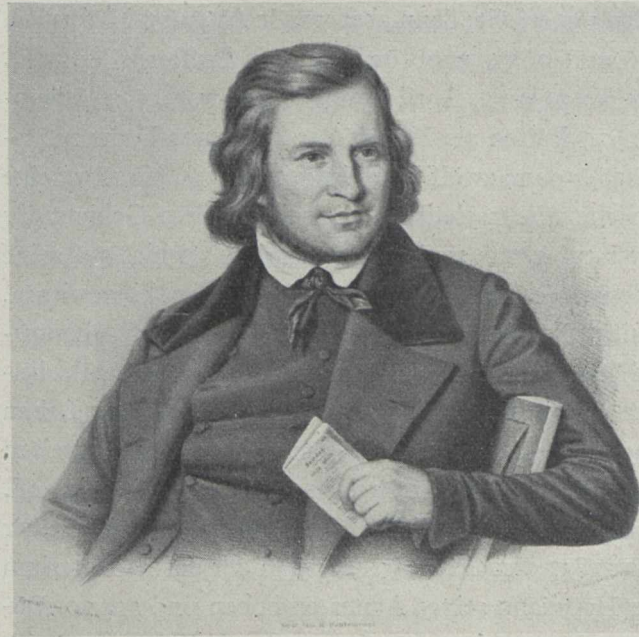
Durch Johannes Müller, der von 1804—1807 in Berlin lebte, sowie durch August Wilhelm Schlegel wurde derjenige angeregt, der die Germanistik als erster an der Breslauer Universität vertreten sollte: er ist überhaupt der erste besoldete Professor der Germanistik in Deutschland gewesen: Friedrich Heinrich von der Hagen. Er war 1780 zu Schmiedeberg in der Uckermark geboren, hatte die Rechte studiert, sich dann altdeutschen Studien gewidmet und sich um das Aufblühen der deutschen Wissenschaft die größten Verdienste erworben. 1811 erhielt er durch Friedrich von Raumers Einfluß an der neugegründeten Universität Breslau ein Extraordinariat und wirkte hier von 1817 bis 1822 als Ordinarius. „Über die ältere deutsche Sprache und das Nibelungenlied“ war sein erstes Kolleg benannt; dem folgten mancherlei Vorlesungen zur deutschen und nordischen Sprache und Literatur. Zu wirklich kritischer und streng wissenschaftlicher Arbeit ist Hagen niemals durchgedrungen, aber er hat eine Menge von Denkmälern deutscher und nordischer Literatur herausgegeben und weiten Kreisen bekannt gemacht; auch hat er weitschauenden Blickes die bildenden Künste sowie Sage, Sitte, Brauch und Mundart in die Erforschung des Deutschen einbezogen. Auf diesen Gebieten der Kunst- und Kulturgeschichte und der Volkskunde fand er einen vortrefflichen Mitarbeiter an Johann Gottlieb Büsching, der besonders für die schlesische Forschung bedeutsam geworden ist, und dem Schlesien die Gründung des Provinzialarchivs und des Altertummuseums dankt. In der neueren Literaturgeschichte hat von 1815 ab bis 1836 Ludwig Wachler, ein vielseitiger Gelehrter und bedeutender Redner, gewirkt; in der juristischen Fakultät hat E. Th. Gaupp von 1826 bis 1859 in manchen Vorlesungen deutsches Recht behandelt und deutsche Rechtsquellen erklärt.

So erfreulich aber auch die Anregungen auf diesen Gebieten sein mochten, so blieben doch die Wünsche der Fakultät nach einem Vertreter der eigentlichen deutschen Philologie als dem

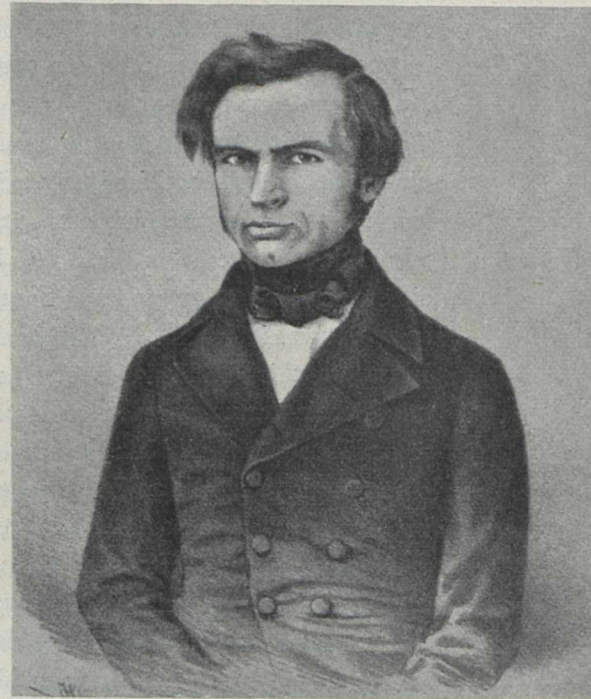
Nachfolger von der Hagens fast acht Jahre lang unerfüllt; dann aber wurde August Heinrich Hoffmann 1830 zum außerordentlichen und 1835 zum ordentlichen Professor ernannt. Hoffmann — er nannte sich nach dem Orte, wo er am 2. April 1798 geboren war „von Fallersleben“ — war im Jahre 1823 im Alter von 25 Jahren als Kustos der Breslauer Universitäts-Bibliothek angestellt worden; als Professor hat er dann zwölf Jahre lang, von 1830 bis 1842, eine mannigfaltige Lehrtätigkeit geübt, er hat reiche wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der älteren deutschen und niederländischen Literatur getan, und ganz besonders sei hier auf seine Verdienste um die Literatur, Handschriftenkunde und Volkskunde Schlesiens hingewiesen. Seine „Monatsschrift von und für Schlesien“, seine gemeinsam mit Ernst Richter herausgegebenen „Schlesischen Volkslieder mit Melodien“, seine Übertragungen polnischer Volkslieder aus Oberschlesien (Ruda 1865) legen davon Zeugnis ab; auch für das geistige Leben Breslaus hat Hoffmann Bedeutung gewonnen; manche seiner Lieder machten in Bürgerkreisen bei politischen Versammlungen starken Eindruck, und wie in Breslau so in ganz Deutschland. Auf Grund einer Ausgabe solcher Lieder, die unter dem Titel „Unpolitische Lieder, zweiter Teil“ bei Hoffmann und Campe in Hamburg 1841 erschienen war, und in der das Ministerium eine staatsgefährliche Handlung sah, wurde Hoffmann seines Amtes enthoben und am 20. Dezember 1842 ohne Pension entlassen. In ganz Deutschland hat das großes Aufsehen gemacht, zumal da jene Gedichte mit ihrem burschikos derben Bänkelsängerton wenig gefährlich waren; sie erscheinen uns heute recht harmlos. Die Strafe wurde fast überall als hart empfunden und so auch von Hoffmann. Er machte die Verse: „Ich bin Professor gewesen, Nun bin ich abgesetzt, Einst konnt' ich Kollegia lesen, Was aber kann ich jetzt?“ Seine Hoffnung, bei einer Versetzung oder Pensionierung würde man es bewenden lassen, erfüllte sich auch 1848 nicht. Gereizt suchte er auf Reisen überall Kundgebungen herauszufordern, aber auch diese halfen ihm nicht. Nach einem langen unruhigen Wanderleben ward Hoffmann 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor in Korvey und ist dort 1874 gestorben.

Wir haben Hoffmanns große Verdienste um unsere Wissenschaft hervorgehoben; aber sie sind nicht der einzige Grund, weshalb wir uns hier so eingehend mit ihm beschäftigt haben. Seine bedeutsame Eigenart liegt darin, daß er in einer selbst bei Germanisten ganz seltenen Weise mit gelehrtem Wissen und Können einen sehr feinen Sinn für das Volk und seine Dichtung verband und schöpferisch mit Liedern auf weite Kreise eine gewaltige Wirkung übte. Das scheint man in Breslau, wo er die besten Jahrzehnte seines Lebens verbracht hat, ebensowenig zu beachten wie im übrigen Deutschland, und darum empfinde ich es als Pflicht, meinem Amtsvorgänger hierin gerecht zu werden. Kein deutscher Dichter lebt in so vielen Liedern im deutschen Volke wie Hoffmann von Fallersleben, selbst Goethe nicht. Ein halbes Hundert seiner Lieder sind volksläufig, und ihren Dichter nennt man kaum. Die Kinderlieder „Alle Vögel sind schon da“, „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“, „Morgen kommt der Weihnachtsmann“, „Wer hat die schönsten Schäfchen, die hat der goldne Mond“; die Lieder „O wie ist es kalt geworden“, „Winter ade! Scheiden tut weh“, „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön“, „Ward ein Blümlein mir geschenkt“, „Morgen müssen wir verreisen, und es muß geschieden sein“, „Werde heiter, mein Gemüte, und vergiß der Angst und Pein“, „Morgen marschieren wir“, „Die Sterne sind erblichen mit ihrem güldnen Schein“, das

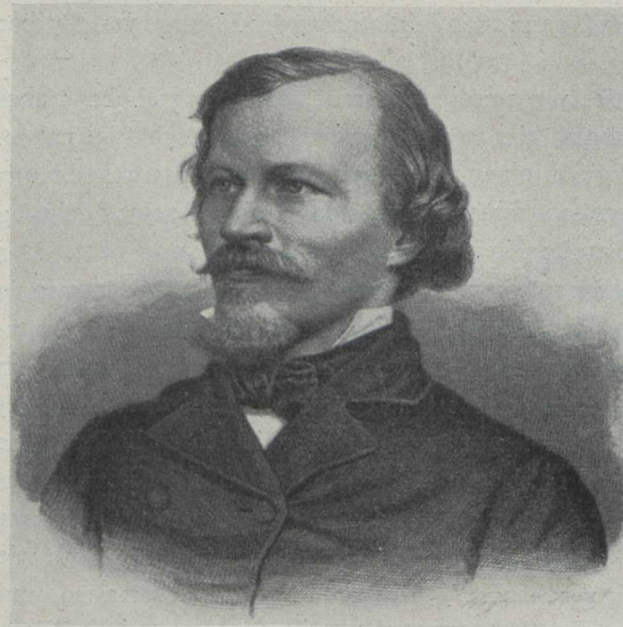
Germanisten an der



Hoffmann von Fallersleben
Nach einer Lithographie von I. O. Stückenberg

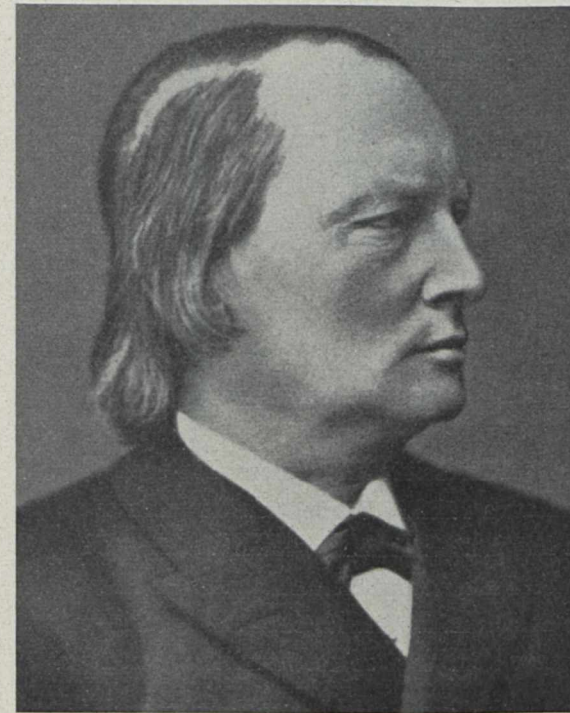


Theodor Jacobi
Nach einer Lithographie

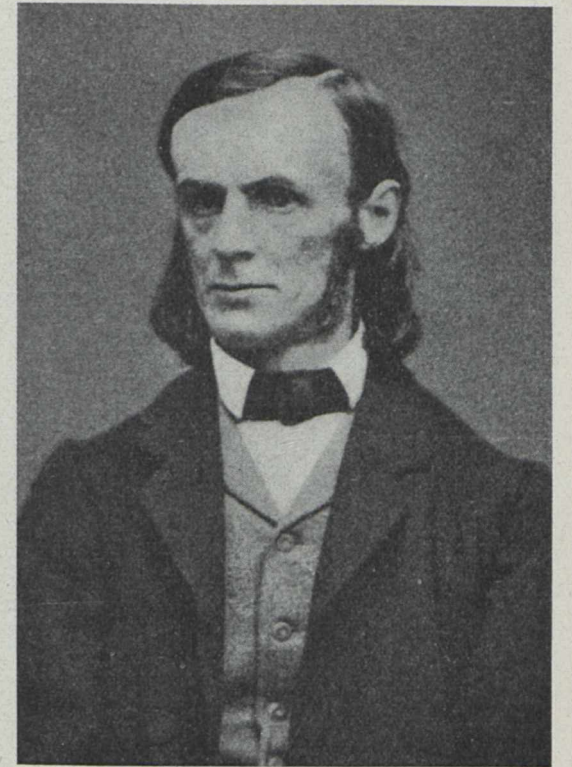


Gustav Freytag

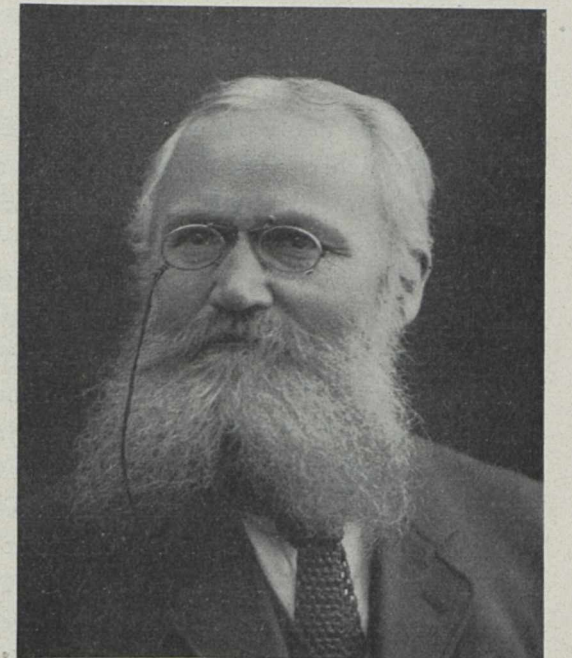
Breslauer Universität



Karl Weinhold



Rückert



F. Vogt



**Bibliotheksraum im
Deutschen Institut**

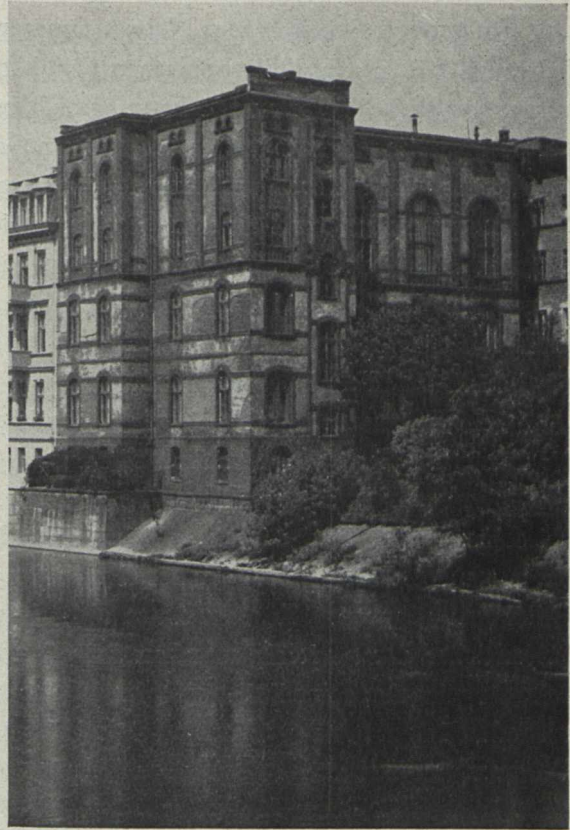
Phot. Damerau

Studentenlied „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, alle diese Lieder danken wir Hoffmann. Und am 26. August 1841 dichtete er auf Helgoland das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“.

Hoffmann war noch ordentlicher Professor an unserer Universität, als er dieses Lied schuf. Im Jahre darauf wurde er entlassen. Ihm überreichten etwa fünfzig Studenten eine Adresse mit dem Gelöbnis, „daß wir alle Ihnen als einem freien Manne, als einem tapferen Vorkämpfer für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit, Freiheit, Wahrheit und Recht, in allen Stürmen des Lebens künftighin einst auch selbst schützend und streitend, immer nachfolgen werden“. Von den Kollegen sprach ihm nur Gustav Freytag seine herzliche Anteilnahme aus.

Gustav Freytag, der 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien geboren war, lehrte neben Hoffmann von Fallersleben an unserer Universität. Er hatte sich 1839 für deutsche Sprache und Literatur habilitiert und hat bis zum Jahre 1846 über deutsche Literaturgeschichte und Sprache, auch über Mythologie gelesen und hat Übungen über ältere, vor allem aber über neueste deutsche Dichtung gehalten. Nach sieben Jahren hat er seine Lehrtätigkeit aufgegeben. Man hat wohl gemeint, die Fakultät habe die Verdienste des jungen Gelehrten nicht genügend anerkannt. Das ist nicht richtig, sondern sie hat ihm, der sich noch durch keine nennenswerten wissenschaftlichen Leistungen ausgezeichnet hatte, nur Wohlwollen erzeigt. Zur Aufgabe der Universitätslaufbahn wird ihn wohl das Gefühl getrieben haben, daß er zu tiefgründiger wissenschaftlicher Forschung weniger das Zeug habe als zu einer nach großen Gesichtspunkten arbeitenden Darstellung. Die germanische Sprachforschung war nie seine Liebe gewesen; und da die Freude am eigenen dichterischen Schaffen oft der eigentlichen Literaturgeschichtschreibung

Das Deutsche Institut von der Oder gesehen



Phot. Damerau

entgegenwirkt, so wandte sich Freytag der kulturgeschichtlichen Schilderung und der Dichtung zu: er ward ein Journalist im edelsten und besten Sinne. Gerade durch die Lehrtätigkeit an der Universität hatte er sowohl für die schildernde Darstellung als auch für die Erkenntnis dichterischer Technik viel gelernt, und auch sonst sind ihm die Erfahrungen, die Eindrücke und die Arbeiten seiner Breslauer Jahre sehr zu nutze gekommen. Weder ein Dichter von glühender Phantasie und fortreißender Begeisterung ist er geworden noch ein bahnbrechender Gelehrter auf germanistischem Gebiete, aber ein an Leib und Seele gesunder Schriftsteller; er hat sich bewährt in seinem sicheren Blicke und seinem klugen, treffenden Urteil, in seiner lebhaften und vielseitigen Auffassungs- und Darstellungsgabe und seinem liebenswürdig gemütlichen Humor; wahr und gerecht; wie sein gleichaltriger schlesischer Landsmann Adolf Menzel von treuer preußischer Art. Nie tut er in gemachter Begeisterung den Dingen Gewalt an, in Ruhe meistert er sie und ordnet mit gutem Augenmaß für das Bedeutende in natürlicher Weise die Ergebnisse der Kleinarbeit den großen Zwecken unter, ein Adolf Menzel des Wortes. Gustav Freytag ist nicht dauernd in Breslau geblieben, aber lange Jahre hat er, erst lernend und dann lehrend, unserer Universität angehört und ist durch seine Arbeit eng mit Breslau verbunden. So dürfen wir diesen ehrenfesten und tüchtigen Schriftsteller stolz den Unsrigen nennen.

Ein anderer Schlesier, aus Neisse stammend, Theodor Jacobi, gleichaltrig mit Freytag, hatte sich 1840 in der Philosophischen Fakultät habilitiert. Durch tiefgründige deutsch-sprachwissenschaftliche Forschungen hatte er sich besondere Anerkennung erworben und auch auf geschichtlichem und literaturgeschichtlichem Gebiete früh betätigt. Er ward 1843 als Nachfolger Hoffmanns zum außerordentlichen Professor ernannt; im Jahre 1848 ist der bedeutende junge Gelehrte gestorben, und an seine Stelle wurde der Hallische Privatdozent Karl Weinhold berufen. Auch er war Schlesier, als Sohn eines Pastors zu Reichenbach 1823 geboren. Als Extraordinarius hat er damals nur drei Jahre, bis 1852, in Breslau gelehrt, hat dann an den Universitäten Krakau, Graz und Kiel lange Jahre als Ordinarius gewirkt, wurde aber als solcher 1876 für Breslau zurückgewonnen.

In der Zeit von 1852 bis 1875 hat — zuerst als außerordentlicher, dann aber acht Jahre lang, bis zu seinem Tode als ordentlicher Professor — der aus Jena berufene Heinrich Rückert, ein Sohn von Friedrich Rückert, die deutsche Sprache und Literatur gelehrt, und zwar ward bei seiner Herkunft das Fach der deutschen Literaturgeschichte, das bisher gelegentlich von Vertretern der Philosophie oder der Geschichte versorgt worden war, in die Hand des deutschen Philologen gegeben. Rückert hatte sich durch Ausgaben altdeutscher Texte, durch seine „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache“ und durch kulturgeschichtliche Arbeiten bekannt gemacht; seine Lehrtätigkeit umfaßte die weiten Gebiete der deutschen Philologie, ganz besonders hat er auch die Altertumskunde berücksichtigt und sich — wenn auch nicht in seinen Vorlesungen — um die schlesischen Mundarten bemüht.

In weit höherem Maße hat das jedoch Karl Weinhold getan, der 1876 nach Breslau zurückkehrte. Er hatte dereinst in Breslau bei Jacobi und dann in Berlin bei Lachmann studiert; Jacob Grimm und Johann Andreas Schmeller hatten als Vorbild auf ihn gewirkt, und so war er schon 1847 in Breslau eifrig für volkskundliches Sammeln eingetreten. Es verband sich eng mit dem Interesse für kulturgeschichtliche Arbeiten. Als junger Bräutigam faßte er den Plan zu einem Buche über „Die deutschen Frauen“; 1851, als sich sein Hochzeitstag zum ersten Mal jährte, ward es in erster Auflage ausgegeben. Eine freudig-ernste Stimmung, deren Grundton Verehrung für die Frauen ist, liegt über dem Werke und eint sich feinsinnig mit wissenschaftlicher Forschung. Auch das Buch über „Altnordisches Leben“ beruht auf kulturgeschichtlicher Forschung. Mochten nun Weinholds wichtigste Arbeiten auch auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Sprache und der altdeutschen Denkmäler liegen, so war er doch einer derjenigen Germanisten, die das ganze Gebiet der deutschen Sprache und Literatur, einschließlich der neueren, in ihren Arbeiten berücksichtigten und auch der Altertumskunst und Mythologie sowie der Volkskunde ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Weinhold war nicht der Mann genialer Entdeckung, und er hat nicht im eigentlichen Sinne bahnbrechend neue Gebiete eröffnet, aber er war ein Germanist von ausgezeichneter Durchbildung, von großem Wissen und Sammeleifer, von philologischer Schulung und gesundem Urteil. So nahm er, als er 1889 im 66. Lebensjahre von Breslau nach Berlin berufen war und sich mit großer Tatkraft in den neuen Wirkungskreis eingearbeitet hatte, sowohl in der Universität als auch in der Akademie der Wissenschaften, bis zu seinem Tode 1901, eine sehr geachtete Stellung ein. Im persönlichen Umgange war er von einer gemessenen Würde, die manchmal eigenartig kühl berühren mochte; aber hinter der

Zurückhaltung barg sich gemütvolleres Wohlwollen; alle Phrase und Schönfärberei verschmähte er, wirkte aber um so stärker, wenn er mit erhebendem Worte wehevoller Stimmung dienen wollte. Wir empfinden eben in seiner Sprache die Gabe des Dichters. Und so kann es uns nicht verwundern, daß er — unter einem Decknamen — einst eine kleine Zahl von Erzählungen herausgegeben hat, die sich durch edle Sprache und gute kulturgeschichtliche Schilderung auszeichnen.

Die Universität Breslau dankt Karl Weinhold, daß im Jahre 1877 ein germanistisches Seminar gegründet und damit erst ein geordneter wissenschaftlicher Betrieb der Germanistik eingerichtet wurde.

Auf den Lehrstuhl Karl Weinholds wurde im Jahre 1890 Professor Friedrich Vogt aus Kiel berufen und hat ihn bis zu seiner Berufung nach Marburg im Jahre 1902 innegehabt. Sein höchstes Verdienst liegt in der Erforschung und Darstellung der mittelhochdeutschen Literatur, als deren hervorragendster Kenner er galt. Sein wohlwogendes und sicheres Urteil ist auch dem ersten Teil der an weitere Kreise sich wendenden deutschen Literaturgeschichte zugute gekommen, die er gemeinsam mit dem Professor der neueren Literaturgeschichte Max Koch herausgegeben hat. Auch für die volkskundliche Forschung hat Vogt Bedeutendes geleistet: er sah das Ziel volkskundlicher Arbeit nicht in der bloßen Sammlung volkstümlicher Überlieferungen, sondern in ihrer wissenschaftlichen Erklärung. Schlesien dankt ihm die Gründung der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ und neben anderen volkskundlichen Arbeiten die Ausgabe der „Schlesischen Weihnachtsspiele“. — Vogt war ein ausgezeichnete Lehrer und gewandter Redner; durch die Leitung der Seminarübungen hat er sich den Dank vieler seiner Schüler verdient.

Das germanistische Seminar war, wie wir sahen, 1877 (laut ministeriellen Schreibens vom 13. April) gegründet worden. Genau nach fünfzig Jahren, 1927, ist es zum „Deutschen Institut“ erhoben und als solches bestätigt worden. Hoffen wir, daß es seinen größeren Aufgaben in würdiger Weise gerecht werde und — wie immer sich die Schicksale unseres Vaterlandes gestalten — in treuer Nachfolge des guten deutschen Sinnes, wie ihn alle jene Amtsvorgänger bewiesen haben, eine Pflegstätte deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens im Osten sein möge, mit jener unbegrenzten Liebe zum Vaterlande, die sich kundgibt in den Worten „Deutschland, Deutschland über alles!“



1. Frauentracht aus dem Teßtal

Phot. J. Oberleithner

Sudetenschlesische Trachten

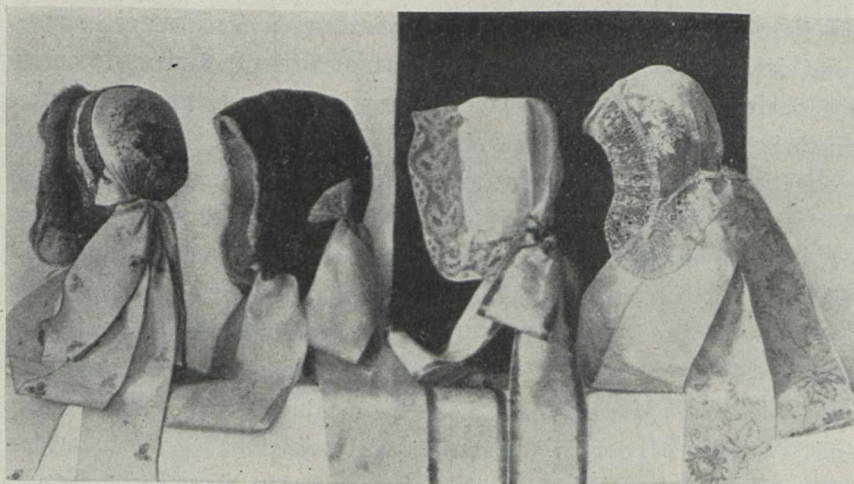
Von Prof. Dr. Walther Steller

Schlesien ist trachtenarm geworden; jene farbenfrohe, reizvolle Variante des Volkstums ist in Schlesien so gut wie verloren gegangen. Kaum daß uns noch die Schönwälderin in Flente (kurze Jacke), Faudajacke (Faltenjacke) und Ketske (Rock) entgegentritt — die leuchtenden Farben der Besätze und Hauben bei der Arbeit des Alltags gemildert zu ernsteren, gleichförmigeren Tönen — daß wir noch dem um die Taille weiten, unten offenen sog. „polnischen Kittel“ und dem bunten Kopftuch der Kätner- und Stellerfrauen, vor allem Oberschlesiens, sogar im Straßenbilde Breslaus auf der Dominsel an den kirchlichen Festtagen begegnen. Doch sie verschwinden mehr und mehr. Auch der Roßberger Bauer, der noch vor wenigen Jahren mit Stolz seine charakteristische Tracht trug, hat die kleidsame hohe Iltis-, Fuchs- oder Ottermütze, die silberknopfbesetzte, farbige Weste, Lederkniehosen und Schafstiefel zugunsten des ausdruckslosen Modeanzugs des Städters aufgegeben. Trachtenfeste und -umzüge suchen noch hier und da (Johannisfest in Breslau, Gugali in Liegnitz u. a.) den Farben- und Formenreiz der schlesischen Volkstracht für Stunden in Erinnerung zu rufen, vielleicht auch gelegentlich von dem trügerischen Gedanken getragen, sie wieder beleben zu können, dann fordert der Alltag und der Wirtschaftsmarkt sein Recht. Es ist noch ein dankenswertes Schicksal, wenn die Kostbarkeiten verklungener Volkstracht-Kostbarkeiten nicht nur im ideellen Sinne des Geschichtswertes und der Schönheit durch Farbe und Form, sondern kostbar auch durch das verarbeitete Material — ihre Aufbewahrungs- und Pflegestätte in einem Heimatmuseum finden. Das Breslauer Museum für Kunstgewerbe und Altertümer birgt manch wertvolles Gut, zu einem Teil ausgestellt als prachtvolle Schaustücke, Zeugnisse vergangener Zeit, bei denen man bedauert, daß ihnen der Reiz des Lebens fehlt, Gestalt, Haltung, Gang und Lächeln der Trägerin, daß Zeit und Anlaß fehlen, zu denen

**2. Die sogenannten
„Feiernappen“**



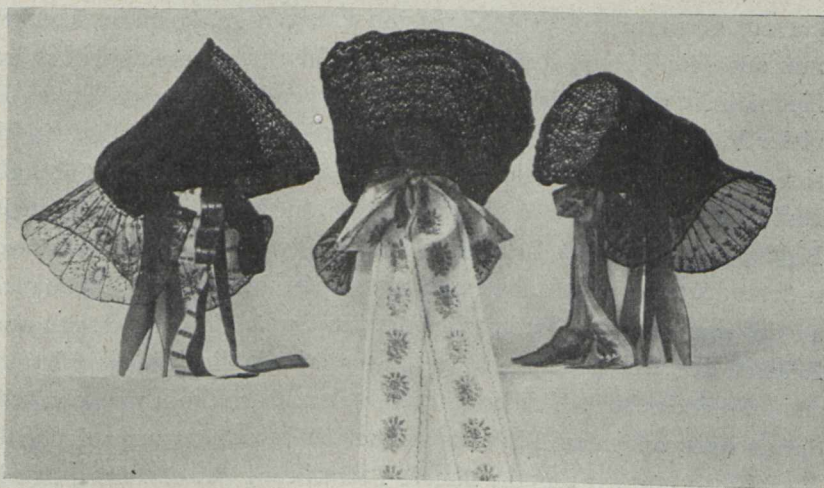
Phot. Steller



**3. Winter- und
Sommerhauben**

Phot. Steller

**4. Schwarze
Crepinhauben**



Phot. Steller

5. Haubenstöcke mit Gold- und Silberhauben



Phot. J. Oberleithner

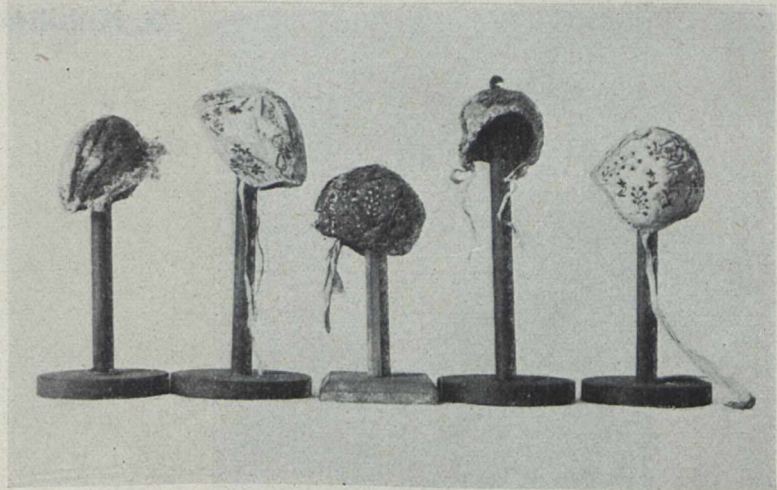
sie getragen wurden; anderes liegt in Truhen und Kästen wohlverwahrt, da der Platz nicht ausreicht, um alles zugänglich und sichtbar machen zu können und auch die in der Provinz verstreuten Heimatmuseen haben manches seltene und altertümliche Trachtenstück ihrer Gegend geborgen.

Tracht oder Trachtenstücke lassen sich nicht auf eine allgemeine Formel bringen, es sei denn die, daß sie den menschlichen Körper bedecken und schmücken sollen. Und ist in der Form des menschlichen Körpers vielleicht eine gewisse Norm und Formel gegeben, so stößt das zweite Prinzip jegliche Norm um. Denn über das, was schmückend ist, liegt jede Generation — o nein! — liegt jedes Individuum mit sich im Streit. Und geht es auch in der Volkstracht mit dem Wechsel nicht so schnell wie in der Modetracht — können sich doch selbst Angehörige des 20. Jahrhunderts auf die Wandlungen vom schleppenbesetzten Sonnenrock (unterer Rand 12 Meter Umfang) bis zum kniefreien „Humpelrock“ ohne Mühe besinnen — so ist doch auch sie ihrem Wechsel und Wandel unterworfen. Es ist hier nicht der Ort, das Problem der Volkstracht wissenschaftlich zu ergründen. Ich möchte vielmehr den Leser dieser Zeilen bitten, mir zu einem Orte schlesischer Landschaft zu folgen, jenseits der Sudetenkämme, wo noch vor kurzem Gewerbefleiß und Kunstsinn einzigartige, kostbare Trachtenstücke schufen, die aber nun aus dem Leben, dem Alltag wie dem Festtag, geschwunden sind. Hier war es tatkräftige Heimatliebe des einzelnen, der die zerfliegenden und zerfallenden Reste sammelte und oft mit vieler Mühe barg, so daß sie nun, in stattlicher Zahl vereinigt, ein kleines Trachtenmuseum für sich ergeben. Frau Marie Oberleithner in Mährisch-Schönberg und ihrem Kreis ist dieser Erfolg zu danken; ihr und ihrer Tochter Frau Ilse P. — Oberleithner danke ich auch die hübschen Bilder, die diese Zeilen beleben sollen. Und wenn ich in meine Worte den Dank für die herzliche sudetendeutsche Gastfreiheit verflechte, so beabsichtigen sie doch mehr: sie sind eine Erinnerung an das gemeinsame Stammesbewußtsein der Schlesier diesseits und jenseits der Sudeten, ein Zeichen der Einheit schlesischer Kultur, wie sie die Sprache zeigt.

Sosind auch die Trachten des Tefstals und der Umgebung von Schönberg schlesisches Gut und darum wert, von jedem Schlesier gekannt und geschätzt zu werden in ihrer Eigenart und Schönheit.

Doch ehe wir an eine nähere Betrachtung der einzelnen Stücke gehen, ehe wir z. B. eine

6. Taufhauben



Phot. J. Oberleithner

der schönsten Hauben in die Hand nehmen, um zu sehen, wie sie einem modernen Mädchen „zu Gesichte stehen“, den schweren Stoff prüfend durch die Finger gleiten lassen, die „Schmücker“ (eine empfehlenswerte Übersetzung für Juwelen und Preziosen) anlegen und dabei finden, daß sie von den großen Formen unserer modernen Geschmacksrichtung gar nicht so weit entfernt liegen, oder das zarte Spitzengeflecht des Busentuches bewundern, da möchte uns Frau Marie Oberleithner von ihrer Mühe und Sorgfalt und ihren Helfern bei dieser Arbeit erzählen, wie sie es in der Deutschmährischen Heimat (1924 Heft 3/4) launig und reizvoll beschrieben hat:

„Es wurde auch Frau Marie Knitschke für die Sache gewonnen und sie war es, welche uns mit großem Verständnis entgegen kam. Sie scheute den weiten Weg — oft bei Wind und Wetter — auf die Dörfer nicht und rettete so manches Kleid, so manche Haube vor dem sicheren Verderben. Ja, vom Haderhaufen der Papierfabrik in Ullersdorf weg brachte sie uns ein reizendes Jäckchen aus der späteren Zeit. Eins meiner ersten und schönsten Kleider erhielt ich durch sie in getrenntem und für einen modernen Schlafrock zugeschnittenem Zustand. Das Muster, die Farben waren so prachtvoll, daß ich mich der Mühe unterzog, die einzelnen Teile wie bei einem Geduldspiel auf dem Fußboden wieder zusammzusetzen und sie dann auf Papier aufgeheftet aneinander zu stopfen. Es dauerte, da ich natürlich nicht immer über dieser Arbeit bleiben konnte, fast ein Jahr, bis wir das Kleid wieder in seiner ursprünglichen Form vor uns hatten. Unterdessen hatten sich viele unserer Bekannten und auch andere für die alten Trachten erwärmt und der Museumsverein konnte in einem Trachtenbummel, der wiederholt wurde, zeigen, was zustande gebracht war.“

Wie zumeist, so hat sich auch im Teßtal die Frauen- und Mädchentracht länger erhalten, als die Männer- und Burschentracht, und so ist auch ihre museale Überlieferung bei weitem größer und eindrucksvoller.

Die Frauenkleider waren zumeist aus Kattun, es gab aber auch solche aus einem dünnen Schafwollstoff, eine Art Voile, aus Battist und Seide. Letztere wurde immer nur von Frauen getragen und war gewöhnlich „schillernde“ Seide, „changeant“, wie wir's hochdeutsch zu bezeichnen pflegen, „wandelnde“ Seide, wie es drüben der Volksmund nennt. Die Waschstoffe bevorzugten Muster von blumigen Streifen oder das äußerst beliebte Korallenmuster



7. Kuhländer Fuhrmann

Phot. J. Oberleithner

Die Farben waren — und darin liegt ein besonderer Reiz und eine anmutige Eigenart dieser bäuerlichen Tracht — niemals grell oder schreiend und aufdringlich, sondern abgetönt und wechselten zwischen lila und braun, auch rosa, blau und grün. Rock und Mieder, das „Leibel“, waren immer aus demselben Stoff. Der Rock bestand aus fünf Stoffbreiten, „Blätter“ genannt, und diese ganze Stoffhülle war in der Hüfte, um den Schluß, in enge Fältchen gereiht. Der Rock ließ die Füße frei und war unten ringsum mit einem handbreiten Leinen- oder Kattunstreifen, dem sog. „Blech“ besetzt; den äußersten unteren Saum bildete eine Anstoßschnur in der Farbe des Stoffes. Die Grundform des Leibels bestand immer aus festem Leinen, war rückwärts fest anliegend und vorn zum Schnüren eingerichtet. Der Oberstoff des Leibels war rückwärts entweder glatt und geschweift oder zeigte aufgenähte Fältelung mit kleiner Schnebbe. Der Vorderteil des Leibels war immer in Fältchen gezogen und mit Bändchen (Zugleibel) versehen. Es wurde vorn mit „Hafteln“ und „Schlingeln“, mit Bändchen oder seltener mit Knöpfen geschlossen. Der Gürtel bestand mitunter aus einem seitwärts eingenähten Stoffstreifen, der vorn über der Schürze zu einer Masche verknüpft war. Der Hals war frei — ein unbedingter Vorzug dieser Volkstracht im Vergleich zu der überwiegenden Zahl anderer Trachten mit enganliegenden, hochgeschlossenen Kragen — und stets rund ausgeschnitten. In der Stadt trug man zu einem kleineren Halsausschnitt sog. „Schmislen“, kleine Einstecker mit gestickter Halskrause. Die Ärmel waren zumeist anliegend und am Handgelenk eingereiht, jedoch wurden auch andere Formen getragen. Über die Kleider band man schillernde grüne oder braune Seidenschürzen mit anspruchslosen schmalen Bindebändern. Weiße Strümpfe und schwarze ausgeschnittene Lederschuh vervollständigten diese Teßtaler Tracht.

8. Frau mit Goldhaube



Phot. J. Oberleithner

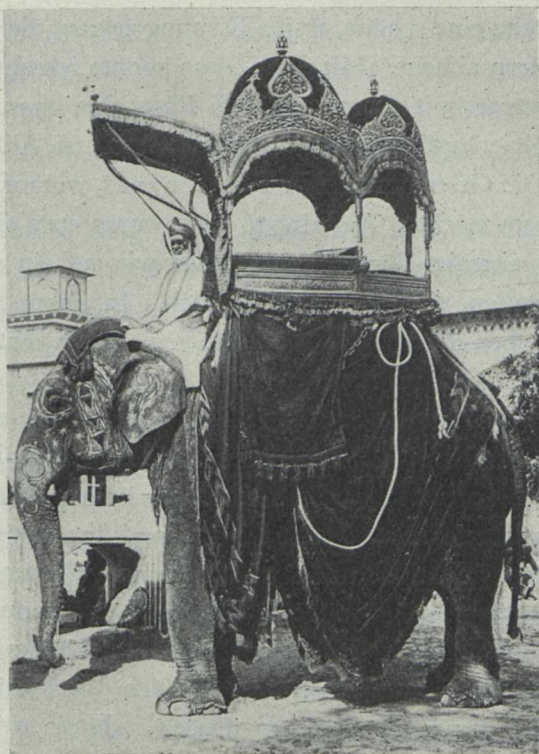
Als Schmuck legte man ein kunstvoll gesticktes „Dreiecktüchel“ aus Tüll, Batist oder Leinen über das Leibel, zierte den freien Hals mit einer Kette, die eine Schleife mit Kreuz als Hänger zeigte, oder trug Ketten aus Bernstein, Granaten oder Goldgliedern, während auf dem Lande der Silberschmuck bevorzugt wurde; zu der Halskette traten dann silberne, lange, hängende Ohrringe hinzu. Im Winter trugen die Frauen warm gefütterte „Spencer“ aus Tuch oder Seide (Bild 1) mit riesigen, wattierten Schinken- oder Keulenärmeln. Die Spencer reichten nur bis knapp zur Taille und hatten rückwärts eine mehrfach gelegte Rüsche, das sog. „Stössel“.

Den schönsten und auffälligsten Teil unserer auch heute noch lebenden Volkstrachten bilden jedoch die Hauben. Von ihnen haben wir in der Teßtaler Tracht ein paar ganz unvergleichlich schöne Exemplare. Zunächst die Kopfbedeckung der Mädchen, die sog. „Feiernappeln“, die zur Kirche und zu feierlichen Gelegenheiten getragen wurden, daher ihr Name (Bild 2. Fundorte: Hermesdorf, Ullersdorf, Zöptau, Marschendorf). Es sind enganliegende Häubchen, vorn am Gesicht mit breiten gesteppten Seidenstreifen; der „Haubenboden“ zeigt entweder handgesteppte Seide (1) oder goldenen (2), weißen (3) oder grünen (4) Brokatstoff mit leuchtender Gold-, Flitter- oder Seidenstickerei. Die Harmonie der Farben, weinrot und altblau (1), gold und grün (2), grün und dunkelgrün (4), weiß mit Gold und farbiger Stickerei, wird vervollständigt durch das bunte Muster der breiten Nackenbänder. Als Kopfbedeckung der Frauen finden wir zunächst die auch aus dem übrigen Schlesien, z. B. der benachbarten Grafschaft Glatz bekannten Sommer- und Spitzenhauben (Bild 3 Nr. 3,4. Fundorte Würbenthal und Thomasdorf) und die in der kalten Jahreszeit getragenen Pelz- und Kommodenhauben (Bild 3 Nr. 1, 2. Fundort Thomasdorf). Nr. 1 ist ein Prachtstück mit reicher Gold- und Silber-

stickerei auf hellem Haubenboden, vorn mit zwei Spitzen aus gelber Seide und Goldfäden gewirkt, am vorderen Rand mit Pelz (das „Hasenpulzl“) eingefasst. Die zweite Haube aus dunkelbraunem Samt zieren zwei Spitzenreihen aus gelber Seide und Gold, der vordere Rand ist weißer, gesteifter und gefalteter Tüll mit lose darüber gelegter schwarzer Spitze. Beide Hauben sind mit breiten Nackenbändern versehen und werden unter dem Kinn mit lang herabhängender Schleife gebunden. Aber das eigenartigste und prächtigste Stück der Teßtaler Tracht bleiben doch die schwarzen Crepinhauben (Bild 4. Fundort Buchelsdorf), deren Form als Goldhaube in reicherer Ausführung (Bild 8) wiederholt wird, und die als höchster Staat und Stolz auch von den reichen Bürgersfrauen der Stadt (Mährisch-Schönberg) getragen wurden. Manche besaßen drei, die in einer eigenen Truhe aufbewahrt wurden. Oder man zog sie über sog. Haubenstöcke, die nach Modell, d. h. nach der Kopfform gearbeitet waren. Oft gab man diesen Haubenstöcken Gesichtszüge, und wer will, mag in ihnen porträtähnliche Wiedergabe der Haubenträgerin erkennen. Auf und nach diesen Holzmodellen wurden dann die Hauben gefertigt und nach Gebrauch stülpte man sie darüber, um sie so in der „Glasservante“ aufbewahrt, gleichzeitig zur Schau zu stellen (Bild 5). Die Form der Crepinhauben kann ungefähr so beschrieben werden, daß der vordere Teil ein breiter Drahtschirm ist, der bei den Goldhauben mit weißer, bei den Crepinhauben mit schwarzer, handgestickter Tüllspitze überzogen ist. Daran schließt sich der in Gold oder Silber reich gestickte Haubenboden, über dem sich die röhrenartige Haube erhebt, bestehend aus einem mit Gold oder mit feiner, schwarzer Posamenterie überflochtenen Drahtgestell. Die Größe der Haube ist beträchtlich; die vordere Spitzenbreite mißt bis 16 cm, der Kopf ist bis 32 cm hoch, und das Rund des vorderen Schleierrandes ist 115 cm an der Peripherie. So entsteht ein Kunstwerk von hohem materiellen Wert und eigenartiger Schönheit, das auch uns durchaus kleidsam erscheint. Allerdings sind die Haubenböden auf eine größere Haarfülle berechnet, als sie die heutige Modetracht für gewöhnlich bietet; die Haartracht bestand aus schlichten, zu Achter- oder Nestform aufgesteckten Zöpfen. Wie die Alten, so auch die Jungen. Den kostbaren Hauben der Erwachsenen in Form und Material gleich erhält schon der Täufling sein Häubchen, wie es Bild 6 zeigt, aus gestickter Seide, Spitzen, Brokat oder eine schwere Goldhaube (in der Mitte). Als Umhängetuch der Frauen und Mädchen wurden die sog. Delaintücher getragen, die mit den schönsten Mustern bedruckt und mit Fransen eingefasst waren, und die man im Dreieck zusammenlegte; daneben waren auch schwerere „eingearbeitete“ Tücher mit eingewebtem, türkischem Muster im Gebrauch.

Von der Männertracht ist auch hier wie anderswo noch weniger bekannt. Wie in anderen Volkstrachten waren auch im Sudetenschlesischen Kniehosen aus schwarzem, grauem oder gelbem Leder üblich, zu denen man weiße Strümpfe und schwarze Halbschuhe (Schnallaschuh) trug, oder man zog Stiefel an, wobei dann die langen Hosen in die Schäfte gesteckt wurden. Für den Burschen trat dazu der braune, grüne oder blaue Janker, alles in ziemlich dunklen Farben gehalten, und die bunte Weste. Die verheirateten Männer trugen die üblichen langen oder kürzere Röcke aus braunem, grünem oder blauem Tuch und den Zylinder. Daneben waren auch weiche, runde Filzhüte, bei den Burschen eine Art Ballonmütze mit Schild im Gebrauch. Die typische Kopfbedeckung des Kuhländer Fuhrmanns aber ist der auch sonst, z. B. in der Schwalm, Pfalz und anderswo übliche „Dreispiß“. (Bild 7).

Der Leib-Elephant des Maharadscha in Jaipur



Von Bombay in's Innere Indiens

Ein Reisebrief
von Wolfgang Jaenicke*)

Morgensonne — Abschiedstag. Zum letzten Male genieße ich den mir besonders ans Herz gewachsenen Blick auf das Gate of India, die See und die Inseln. Dann heißt es hurry up! Die Zeit drängt. Noch einmal geht es den schönen Weg um die Backbay herum hinauf nach Malabar Hill, die Kurven zwischen den herrlichen Gärten empor. Der Wagen biegt in ein Parktor, und ich bin an der Begräbnisstätte der Parsis. Aber wenn ich es auch nicht gewußt hätte, hätte ich es gesehen, daß wir am Ziel waren. Denn über den wundervollen Baumwipfeln kreisten hoch in der Morgensonne etwa zweihundert Geier in königlichem Fluge immer über derselben Stelle. Der Konsul hatte mir erzählt, daß die Vögel früh auf den Bäumen des Parkes saßen und die Serpentinstraße hinabsähen, bis sich ihnen in der Tiefe der Stadt der wohlbekannte Zug weißgekleideter Menschen zeige, die einen weißen verhüllten Gegenstand tragen. Dann wissen sie, daß ihre Stunde gekommen ist und steigen empor, um zu kreisen. Ich ersah daraus, daß es zu spät war, denn man darf den Park nur außerhalb der Zeit der Bestattungen betreten. Der Wächter wies mich denn auch ab, aber ich ging bis zu einem kleinen Bürohäuschen, in dem ein würdiger, bebrillter Parsi saß, den ich um die Erlaubnis bat, den Park zu betreten. Er erwiderte, in 15 Minuten „sei alles vorüber“, wenn ich warten wolle, dürfe ich eintreten.

So hatte ich denn Zeit, die Geier mit dem Fernglas zu beobachten, Photographieren ist streng verboten. Die Vögel hatten einen wirklich herrlichen Flug. Sie bewegen kaum einmal und auch dann nur unmerklich die breiten, an den Enden gespaltenen Fittiche, die an der Unter-

seite eine schöne, weiße Färbung zeigen, die sich deutlich von dem Graubraun der übrigen Federn abhebt. Mit dem Glase konnte ich aber auch sehen, daß einige andere Raubvögel dabei waren, mit ebenso schönem Flug, aber ganz braun und ohne den charakteristischen federlosen Geierkopf. Ein junger freundlicher Parsi, Adlatus des Alten, belehrte mich, daß es Adler waren. Die Geier waren zum Teil sehr groß, worauf mich der Parsi mit einem gewissen Stolz aufmerksam machte. Auf einmal — es waren etwa sieben Minuten vergangen — sah ich den Schwarm kreisender Vögel blitzartig und wie auf ein unhörbares Kommandowort senkrecht nach unten stoßen, ein fabelhafter Anblick. In einem Augenblick waren sie verschwunden, und nur die hohen Baumwipfel, über denen sie geschwebt hatten, ragten still und friedlich in den tiefblauen Morgenhimmel —

Pünktlich nach 15 Minuten kamen die ersten weißgekleideten Parsiherren, viele mit Brillen und alle mit der schwarzen Lackledermitra als Kopfbedeckung, die blumengeschmückte Treppe aus dem bergigen Park herab, ein Zeichen, daß die „Bestattung“ vorüber war. Der Priester mit weißem Patriarchenbart folgte, und der junge Parsi winkte mir, ihm zu folgen. Wir stiegen die Treppe empor und kamen zu einem Gartenplateau, wie wir es etwa in einem ganz besonders gepflegten und reizvoll gelegenen europäischen Stadtpark finden würden, etwas bergig trotz der Plateau-Eigenschaft, mit Treppen und Treppchen aus Stein, alles gesäumt von Blumenstauden. Dazwischen Plätze mit Bänken und Blumenbeeten. Sah man zur Rechten, so lag das ganze Bombay zu Füßen. Jener wunderbare Anblick, den schon die „Hängenden Gärten“ boten, die sich gleich an den Park anschließen, nur mit dem Unterschied, daß hier oben der höchste Punkt von Malabar Hill war, so daß man auch noch die Hängenden Gärten unter sich liegen sah.

Und in dieser wunderbaren Umgebung lagen zur Linken eingebettet in den Park drei größere und zwei kleinere kreisförmige Mauern, etwa 10 Meter hoch, vorn mit einer eisernen, wie ich mit dem Fernglas sah, mit schwerem Hängeschloß verschlossenen Tür. Die Bezeichnung „Türme des Schweigens“ ist eigentlich nicht ganz richtig, da sie sehr viel breiter als hoch sind und etwa die Form eines oben offenen Gasometers haben. Bei den beiden ersten sah man keine Geier; erst bei dem dritten saßen sie in Scharen auf der Mauerkante und wetzten die Schnäbel. Meine Frage, ob bei diesem eben die Feier stattgefunden, bejahte der Parsi lächelnd.

Er führte mich zu einem Modell der Türme, da das Betreten der Türme selbst niemandem, auch den Parsis selbst nicht gestattet ist, mit Ausnahme der Wärter, die die Leichen in den Turm hineintragen. Das Modell zeigte im Innern des Turmes drei amphitheatralisch in die Mitte schräg hinabführende, konzentrische Kreise, die radial muldenartige Vertiefungen von verschiedener Größe zeigten, und zwar in dem obersten Kreis die größten für die Männer, in dem mittleren kleinere für die Frauen, in dem tiefstgelegenen die kleinsten für die Kinder. Das Blut fließt von den Mulden herab in eine zylindrische Öffnung, die sich in der Mitte des Turmes an der tiefsten Stelle befindet. Die Leichen werden entkleidet, und erst wenn die Wärter mit den Kleidungsstücken den Turm verlassen haben und die Tür sich schließt, erst dann schießen die Geier aus der Höhe hernieder. Es dauere, fügte der Parsi hinzu, nur etwa 15 Minuten, dann sei ihr Werk vollendet. Die Geier fräßen nur das Fleisch, aber so

vollkommen, daß das Skelett rein liegen bliebe, das dann die tropische Hitze in ein bis zwei Monaten in Staub zerfallen ließe. Dann würden die Überreste gleichfalls in die Öffnung der Mitte gebracht und von dort durch Filter ins Meer gespült. In Zeiten der Pest habe man sich noch von auswärts Geier kommen lassen müssen, da die vorhandenen ihre Aufgabe nicht zu erfüllen vermochten.

Ich muß nun etwas sagen, was vielleicht seltsam klingt: Die ganze Art der Beseitigung irdischer Überreste kam mir auf einmal in dieser herrlichen Natur, in dieser Schnelligkeit des Akts, in dem Gedanken an die langsame und doch sicherlich nicht ästhetischere Zerstörungsarbeit bei Erdbestattungen nicht mehr so schrecklich vor, wie es mir anfangs erschienen war. Ich sagte das dem Parsi, und er bestätigte lächelnd: „Es ist besser!“

Die englische Regierung hat diesen Park wegen seiner wunderbaren Lage und als den höchsten Teil von Malabar Hill für den Sitz des Gouverneurs erwerben wollen. Die Parsi-Gemeinde aber hatte sich geweigert, den 120 Morgen großen Besitz herzugeben, und die Engländer waren klug genug gewesen, es dabei zu belassen und die proenglisch gesinnte Parsi-Gemeinde nicht zu verstimmen; denn obwohl die Parsis insgesamt kaum 100 000 Menschen innerhalb der 320 Millionen Einwohner Indiens ausmachen, sind sie durch ihren außerordentlichen Reichtum und ihre Bildung eine bedeutsame Figur auf dem Schachbrett der indischen Welt.

Schwer war die Trennung von dem herrlichen Blick über Bombay und die See. Ich ging durch den blumenübersäten Garten zum Auto zurück. Als es das Parktor durchfuhr, zog ein einzelner riesiger Geier in ruhigem Fluge über die Wipfel hinunter zur Stadt.

Der Wagen brachte mich zum Bahnhof Colaba-Station, einer kleineren Station Bombays. Der Tag war glühend und die Hitze wirklich entsetzlich, das Wasser lief einem geradezu in Strömen vom Kopfe herunter. An einem Kupee I. Klasse wartete mein Boy Satwar, ein negerhafter Südinder von diabolischem Aussehen. Der „Boy“ ist für den Europäer in Indien unentbehrlich. Nicht nur für hundert Handreichungen, die man bei der glühenden Hitze nur mit Überanstrengung machen könnte, sondern vor allem, weil er die Sprachen des Landes kennt. Nach der letzten Volkszählung sprechen und verstehen in Indien nur etwas über fünf Sechstel Prozent der indischen Bevölkerung englisch. Die englische Statistik gibt nicht weniger als 222 Hauptsprachen mit zahlreichen Dialekten an, ein guter Boy aber versteht sich überall verständlich zu machen. Vor allen Dingen besorgt er alles, was mit dem Gepäck zusammenhängt. Es wäre für einen Europäer unmöglich, sich bei dem Transport und der Aufgabe des großen Gepäcks mit all den finsternen Gestalten auseinanderzusetzen, die sich auf den Bahnhöfen drängen, das Gepäck zu tragen und einen Backschisch zu erhaschen.

Die Eisenbahn ist von der unsrigen durchaus verschieden. Die Eingeborenen, die den völlig überwiegenden Teil der Reisenden stellen, fahren in zum Teil käfigartigen, hölzernen Wagen, in denen sie in den unmöglichsten Stellungen zusammengepfercht hocken. Die sogenannte II. Klasse zu benutzen ist für Europäer nicht üblich, sie wird von den wohlhabenderen Indern und Mischlingen benutzt. Die Reinlichkeit läßt alles zu wünschen übrig. Die für den Weißen bestimmten Wagen I. Klasse sind vierachsrig und enthalten einen einzigen langen Raum, in dem zwei in der Längsrichtung des Wagens geführte breite Ledersofas als Sitzgelegenheit dienen. Es können im Notfall über ihnen noch zwei weitere Lagerstätten heruntergeklappt

werden. In der Praxis aber sind kaum mehr als zwei Menschen in dem Kupee. Den größten Teil meiner Reise habe ich als einziger Weißer im Zuge zurückgelegt. Die niedrigen Fenster, die ein Herausblicken nur im Sitzen gestatten, haben dreifache Schließmöglichkeit: dunkles Glas, Holzjalousie und Fliegengaze. Die elektrische Beleuchtung ist schlecht. Neben dem Abteil ist ein kleiner Waschraum mit Dusche, aber all dieser „Komfort“ ist in Wirklichkeit kaum benutzbar, denn was man anfaßt, ist dick mit Staub und Ruß überzogen. Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem Schmutz machen, den man auf diesen langen, anstrengenden Fahrten zu ertragen hat. Der Zug fährt durch ausgedörrtes Land und wirbelt einen alles durchdringenden Staub auf. Man ist gezwungen, der Hitze wegen, die Fenster offen zu halten, und so ist der ganze Raum erfüllt mit Wirbelstaub und dem Qualm der Lokomotive. Selten habe ich Reinigungsversuche erlebt. Sie bestanden darin, daß auf einer Station ein indischer Bahnarbeiter hereinkam, auf das mit millimeterdickem Staub bedeckte Leder losschlug, daß man entsetzt hinausflüchtete, und dann backschischheischend den Raum wieder verließ, während der aufgewirbelte Staub sich wieder auf seine alte Stelle niederließ. Selten sieht man einen Schaffner, niemals bin ich nach dem Billet gefragt worden. Trotzdem die großen durchlaufenden Züge hauptsächlich nachts gehen, gibt es keine Schlafwagen. Man kauft sich sogleich in Bombay nach der Ankunft ein Bett, das zusammengerollt mitgeführt wird, und das der Boy auf dem Ledersofa des Abends ausbreitet. Ein kleines, sehr primitives Abteil III. Klasse für den Boy befindet sich an der Schmalseite des Wagens mit direkter Türverbindung. Der Boy hat unterwegs überhaupt keine Gelegenheit, sich zu waschen, und so ist die Zurechtmachung des Bettes und der weißen Laken durch ihn füglich eine äußerst zweifelhafte Sache. Die enormen Entfernungen, die in Indien zurückzulegen sind — Fahrten, die ohne Unterbrechung 24 Stunden dauern, gelten als Kurzfahrten — machen das Reisen bei diesem Zustand der Eisenbahn, bei dem starken Schlagen der veralteten Wagen zu einer außerordentlichen Anstrengung. Im Zuge läuft — aber nur auf den Hauptstrecken — ein Speisewagen, den man aber nur auf den Stationen besteigen kann, da es keine D-Züge in unserem Sinne gibt.

Die Fahrt dauerte zunächst von Mittag ohne längere Unterbrechung bis zum nächsten Morgen, wo es auf einer kleinen Station umsteigen hieß, um eine Seitenstrecke zu benutzen. So glühend der Tag gewesen, so bitter kalt war die Nacht. Auf jeder Station herrschte ein ohrenbetäubender Lärm der für die eingeborenen Reisenden, Lebensmittel anpreisenden Verkäufer, so daß an Schlafen nicht zu denken war.

Endlich kam die Umsteigestation, es war 6 Uhr früh, und die herrliche Sonne verscheuchte die nächtlichen unerfreulichen Eindrücke. Da wir eine halbe Stunde auf den Zug warten mußten, bot sich wieder gute Gelegenheit, das einzigartige indische Bahnhofslieben zu betrachten. Hunderte von malerischen, originellen, grotesken Figuren, sich an den Wasserleitungen waschend, die Zähne mit langen Stäbchen putzend, mit Lumpen den Kopf umhüllt, als hätten sie Zahnschmerzen, zitternd vor Kälte, unten nackte Beine und nur ein dünnes, schmutzstarrendes Leinentuch als einziges Kleidungsstück. Ein Krüppel ohne Beine, der auf dem Bahnsteig herumrutscht, eine Frau, die bettelnd ihre Armstümpfe emporstreckt. Auf den Gleisen zahlreiche gerippeartige Kinder, die die Zähne als Hungerzeichen fletschend, sich mit bettelndem Jammern klatschend auf den Magen schlagen, dazwischen Geier, Krähen, Ziegen, Hunde. Keine Polizei,

Jaipur, Eingang zum Maharadscha-Palast



Phot.: Wolfgang Jaenicke

keine Bahnbeamten. Ein Junge kam vorbei, der einen anderen, erblindeten führte. Der ältere führte die Hand zur Stirn, das Gruß- und Bettelzeichen, und ich gab ihm eine Silbermünze. Ich werde nie diesen zurückgeworfenen Kopf und das halbe Erstaunen, das halbe Lächeln vergessen, das in dem Gesicht des Kindes lag. Denn da es üblich ist, als Almosen die kleinen Kupfermünzen, die Teile eines Annas sind — der Rupie (1,50 *M*) hat 16 Anna — zu geben, so war das Geld für die Kinder ein kleines Kapital. Mit ganz schnellen Schritten gingen sie fort, wie wenn sie fürchteten, es sei ein Irrtum, der widerrufen werden könnte. Auch hier wieder, wie überall in Indien, Husten, Husten, Husten. Selbstverständlich saß trotz der Morgenkälte alles auf der Erde. Der weiße Sahib (Herr) und seine fremdartigen Koffer wurden angesehen, neugierig, aber wie eine „gottgewollte Tatsache“. Kein böser, kein neidischer Blick, kein getuscheltes Wort, nur tiefer Ernst und Zurückweichen wie vor einem höheren Wesen. Unbegreiflich und nur zu fassen durch die abgrundtiefe Unwissenheit und Unbildung der Millionenmassen.

Aber das Licht vergoldet alles, Schmutz und Armut und Lumpen, die ausgedörrte Erde und die — Affen, die auf dem Stationsgebäude und auf den Bäumen zu Dutzenden sitzen. Sie sind heilig, und ein angesehener Gott, Hanuman, ist der Affengott.

Mein Zug fährt ein, ich bin jetzt im ganzen Zuge der einzige Weiße. Am Nachmittag — die Fahrt dauert jetzt gerade 26 Stunden — sind wir am Ziel, in Jaipur, der Hauptstadt des Maharadscha-Staates Radjputana, mit etwa 140 000 Einwohnern. Satwar, die schwarze Seele, dirigiert das Gepäck, und ich fahre in einem Wägelchen auf einer breiten staubigen Chaussee zur Stadt.

Schon auf dem Bahnhof merkt man, daß man hier im „Real India“, in dem von europäischem Einfluß fast ganz unberührten Gebiet ist. Wir gelangen, über freies Feld fahrend und ohne die eigentliche Stadt zu berühren, nach etwa 20 Minuten an eine Gartenmauer, biegen durch ein Tor und halten vor einem villenartigen, weißen und mit Arkaden versehenen Gebäude, dem sogenannten „Hotel“. In allen indischen Städten mit Ausnahme der Großstädte stehen die Hotels außerhalb der Eingeborenenstadt in ummauerten Gärten. Die Gastzimmer liegen zu ebener Erde, ohne jede Stufe, tapetenlos, ein Moskitobett und ein Tischchen mit Stuhl das einzige Mobiliar, dahinter eine kleine weißgekalkte Kammer mit zementiertem Wasserbehälter, einem Schöpfgefäß und dem üblichen — „Stuhl“.

Zum Lunch in der einfachen Gaststätte bin ich der einzige Gast, es stellt sich bald heraus, daß ich überhaupt der einzige Gast im Hotel bin.

Nach Bad und Essen eine halbe Stunde Ruhe, dann geht es in einem kleinen Wägelchen in die Stadt, auf dem Rücksitz Satwar, dessen Schwärze mich immer wieder erschreckt, und ein junger indischer Führer, der mir durch seine vornehme Haltung, den Schnitt des Gesichts und seine schönen Hände auffiel. Er gehörte einer Kriegerkaste an, sprach fließend englisch und zeigte ein großes Interesse, alles zu erklären. Wir kamen an einem großen Sportplatz vorbei, wo indischer Adel zu Pferde Polo spielte, dann an einem wunderschönen Park mit dem Sitze des englischen Residenten, des „Beraters“ des Maharadschas. Auffallend die Breite der Straße, doppelt so breit wie unsere Chausseen, ihre tadellose Gepflegtheit und die schöne gerade Führung, alles erklärt durch den Residenzcharakter des Ortes.

Ganz unvermittelt liegt plötzlich vor uns eine etwa sechs Meter hohe mit Zinnen gekrönte rosa Mauer. Ein schmaler Durchlaß, und der Wagen hält vor einer zweiten, ebenso hohen Mauer und einem zehn Meter hohen Tor, alles in rosa Farbe und von der Nachmittagssonne wunderbar vergoldet. Die ganze Stadt ist von dieser Mauer umgeben und nur durch ihre sieben Tore betretbar.

Als wir das zweite Tor durchfahren, stoße ich einen unwillkürlichen Ruf der Überraschung aus: Eine prachtvolle breite Straße mit Häusern in reinster indischer Bauweise ohne ein einziges europäisches Gebäude, mit phantastischen Erkern, kühnen Balkonen, winzigen Gitterfenstern, Torbögen, Kolonaden, Kaufläden, Tempeln mit durchbrochenem Schnitzwerk und steilen Treppen, alles in Rosa mit weißen Mustern, eine ganz unbeschreibliche Aufeinandertürmung malerischer Einzelheiten zu einem Bilde von höchster Wirkung! Der junge Inder erklärt, daß allein die Häuser des Maharadschas die gelbe Farbe tragen dürften, die ganze übrige Stadt nur Rosa. Dazu das Straßenbild: Keine elektrische Bahn, nichts Europäisches an Schildern oder Kleidung, aber eine sinnverwirrende Fülle von buntesten Trachten, von farbigen Turbans und Mützen, kostbaren Gewändern, prachtvollen hochgewachsenen Erscheinungen — nur selten Lumpen und nackte Bettler. Schwerebepackte, zottige Lastkamele und edle, wohlgepflegte rassige Reitkamele mit farbengeschmückten, beturbanten Dienern, seltsame Equipagen mit Läufern voraus, Rinder mit farbigen oder vergoldeten Hörnern, buntgemalte Wagen ziehend, heilige, weiße Kühe, mitten auf dem Trottoir liegend, riesige bräunliche Elefanten mit goldenen Zahnenden und purpurroten, goldgesäumten Decken, den Rüssel kunstvoll mit Mustern bemalt, gelenkt von Dienern des Maharadscha. Endlich aber, am verblüffendsten im Straßenbild wirkend, Dutzende von Affen auf Dächern und Gesimsen der Häuser, spielend und sich jagend. Zugleich umkreisen wundervolle Raubvögel ganz niedrig Straßen und Häuser, zahllos sitzen sie auf den Türmen, Sprossen und den von ihrer ätzenden Losung blattlosen Bäumen. Hunderte von Tauben wie auf dem Markusplatz in Venedig beleben die Luft. Die Straße wimmelt geradezu von Fußgängern, Kamel- und Eselreitern — und alles bäckt, färbt, näht, schmiedet, rasiert, liegt und schläft auf dieser Straße. Eine ganze Klasse reizender kleiner Hindujungen sitzt auf dem Trottoir mit dem Rücken zum Fahrdamm und sagt im Chore dem Lehrer eine Lektion auf, während Esel, Ziegen, Hunde und Papageien die Kinder umtummeln. Ich sah keinen einzigen Europäer!

Inzwischen war die Sonne verschwunden, es war 5 Uhr, ganz rasch brach die Dunkelheit herein. Ich bog in die ganz schmalen Seitenstraßen, in den Nischen und Ecken überall stumme, hockende Gestalten in weißen Gewändern mit dunklen Gesichtern, fast unheimlich. Die Schatten wurden noch tiefer durch das Licht der Mondsichel, das so hell wie bei uns das des Vollmondes leuchtete.

Als ich zur Hauptstraße zurückkehre, liegt dieses wunderbare Licht auf den rosa Fronten der Häuser. Die Straße macht einen unwirklichen, im wahren Sinne des Wortes märchenhaften Eindruck. An einer platzartigen Straßenecke führt eine hohe Treppe steil zu einem Hindutempel empor. Eben tritt aus der Pforte oben ein Priester hervor, mit einer brennenden Fackel in der Hand, langgezogene Rufe ausstoßend, eine seltsame Glocke läutet im Innern des Tempels. Ich stehe wie gebannt von dem Anblick, da biegt um die Ecke ein Zug Lichter und Lampen tragender Menschen, blumenbekränzt, voran fremdartige, aufwühlende Musik, Ochsenespanne, Elefanten, fackelbeleuchtet, und nun zum Schluß im Scheine großer, heller, auf Stöcken getragener Laternen, hoch auf schwebenden Flächen getragen drei wunderbare in Rot und Gold geschmückte Götter, Krischna in der Mitte, dargestellt durch lebende Menschen.

Dieser Zug hält unterhalb des Tempels. Das Bild des fackelschwingenden Priesters hoch oben auf der Treppe, der Tempel mit seiner phantastischen Architektur, die Musik, die riesigen dunkelbraunen Tiere mit ihrem im Fackellicht funkelnden Schmuck, die berausenden Farben, die Götter und über allem das zauberhafte Licht des Mondes — ein Anblick und Eindruck, traumhaft, unvergeßlich — — Tausendundeine Nacht in der Wirklichkeit!

**Ziselirtes Bronzetablett aus
einer Werkstatt in Jaipur**

Im Besitz des Verfassers



Phot. Klette

Das fünfte Jahr

Land und Universität*)

von Ludolf Malten

Der fünfte Winter der Breslauer Universitätsbundvorträge in Ober- und Niederschlesien*) brachte weiteren Fortschritt. Einige Ziffern: die Zahl der beteiligten Städte stieg von 35 auf 40, von denen auf Oberschlesien 12 entfielen (Beuthen, Cosel, Gleiwitz, Gr. Strehlitz, Hindenburg, Kreuzburg, Leobschütz, Neisse, Neustadt, Oppeln, Ratibor, Rosenberg), auf Niederschlesien 28 (Brieg, Frankenstein, Freystadt, Friedland, Glatz, Glogau, Goldberg, Görlitz, Grünberg, Guhrau, Haynau, Herrnsstadt, Hirschberg, Jauer, Lauban, Liegnitz, Löwenberg, Militsch, Namslau, Neusalz, Oels, Raudten, Sagan, Schreiberhau, Striegau, Trachenberg, Waldenburg, Wohlau). Die Zahl der gehaltenen Vorträge betrug 130, die der beteiligten Dozenten 36. Es wurden also durchschnittlich in jeder Stadt drei bis vier Vorträge gehalten, ebenso sprach der einzelne Dozent durchschnittlich drei- bis viermal. Auf Grund der festgestellten Besucherzahlen darf 200 Hörer als mittlere Zahl gelten. Das würde für 40 Städte 8000 Hörer ergeben, vorausgesetzt, daß in sämtlichen Vorträgen derselben Stadt stets ein identisches Publikum erschiene. Bei dem Wechsel innerhalb des Publikums darf mit einer Gesamtzahl von 10- bis 12000 Hörern gerechnet werden, die also in diesem Winter wieder mehrfach durch unsere Säle gegangen sind. Aus diesen Zahlen spricht der Wille von ebensovielen, teilzuhaben an dem geistigen Gut, das die Universität erarbeitet; für die Hochschule und die beamteten Stellen, die ihr helfen, folgt, daß der Weg richtig ist und weitergegangen werden soll.

Mit Freude darf begrüßt werden, daß die Volkshochschulen, deren Arbeit gerade in den letzten Jahren wieder intensiver einsetzte, die Vorträge des Universitätsbundes nunmehr in ihre Programme eingebaut haben; wiederholte persönliche Fühlungnahme mit den Vorsitzenden gestattete, die beiderseitigen Wünsche zu durchdenken und aufeinander abzustimmen. Der Universitätsbund wünscht, in der örtlichen Arbeit ein Glied zu sein; an der Prärogative liegt nichts, an der Leistung alles.

Diese nach Möglichkeit zu steigern, war und bleibt nun die Aufgabe, nachdem der Rahmen nach außen gefestigt ist. In diesem Sinne waren sehr fruchtbar Diskussionsabende, wie zu einem solchen z. B. der Erste Bürgermeister von Lauban im Anschluß an einen Vortrag geladen hatte. Angehörige aller Kreise kamen zu Wort, in Rede und Widerrede gestaltete sich ein Bild der Wünsche und Bedürfnisse, das im nächsten Winter in der Tätigkeit des Bundes sich widerspiegeln wird. Dabei wurde besonders der Konzentrationsgedanke diskutiert. Von seiten der Universität aus gesehen ist es nicht erwünscht, die Wintervorträge in einer Stadt in größerer Zahl in der Hand eines und desselben Dozenten zu konzentrieren, da der Leiter den Reichtum der Möglichkeiten, die die Hochschule bietet, durch Heranziehung möglichst vieler Dozenten geltend zu machen bestrebt ist, wohl aber besteht die Möglichkeit, wo dies der Wunsch ist, die verschiedenen Vorträge um ein Problem zu gruppieren, in dessen Behandlung verschiedene Redner sich teilen. Es wird bei der Freiheit, die die Städte in der Wahl der Redner und Themen

*) Vgl. die Monatshefte 1927, Heft 6, und 1928, Heft 5.

haben, für die örtliche Leitung immer möglich sein, nach diesem Prinzip zu wählen, oder an anderem Orte in Rücksicht auf ein mannigfach zusammengesetztes Publikum durch die Art der Wahl verschiedene Interessengebiete zu kombinieren. Normierung würde auch hier Hemmung bedeuten.

Ein gemeinsamer Wunsch der Städte und des Leiters ist in diesem Winter wesentlich gefördert worden: die Einrichtung von Nachsitzungen, zu denen jeder geladen ist, der kommen will, hat sich fast allenthalben durchgesetzt; sie schafft Bande hin und her zwischen Land und Hochschule und erzeugt jene menschlich wohltuende Atmosphäre, die den Erfolg beglückend macht und den Mißerfolg (wo er kommt) liebevoll absänftigt. Diese Nachsitzungen haben zur Folge, daß die Redner meist die Abendzüge nach Breslau nicht mehr erreichen, übernachten und den nächsten Vormittag mit in Anspruch nehmen müssen; es gibt Städte, in denen ein Vortrag 24 Stunden Zeit bedeutet. Der Leiter darf seinen Kollegen Dank sagen, daß sie einmütig diese Belastung, weil sie einen Wert bedeutet, auf sich genommen haben. Wer aber ein Ohr dafür hat, wird gerade in solchem Zusammensein mit der Bevölkerung das Gelingen oder die Grenzen seines Wirkens an seinen Hörern beobachten können, wird auch öfters mit leisem Ergötzen beobachten, wie das, was er gesprochen, in die verschiedenen Vitrinen des Lebens übergeleitet wird, wie verschiedene Hirne weiterdenken und den Redner durch die eigene Knochenmühle mahlen, so daß er sich selbst am Ende in den seltsamsten Figuren wiedererscheint. Bis dann der Mond durch enge Gäßchen zur Heimkehr leuchtet und Sokrates acht geben muß, nicht in den aufgerissenen Pflastern von Guhrau zu versinken.

Die Arbeit des Universitätsbundes durfte sich auch im verflossenen Jahre der Unterstützung durch führende Männer in den Ministerien und hohen Verwaltungsstellen erfreuen. Der erste Dank wird wieder unserem Gönner im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Herrn Geheimrat Gürich, geschuldet; nächst ihm haben die Oberpräsidenten von Ober- und Niederschlesien geholfen; Herrn Vizepräsident Dr. Fischer in Oppeln und Herrn Oberregierungsrat Thaiss in Breslau sei gedankt. Eine feste Stütze haben unsere Bestrebungen im Landeshause in Breslau, wo der Herr Landeshauptmann von Niederschlesien und der Herr Landeskämmerer unsere Sache im niederschlesischen Provinziallandtag mit Nachdruck vertreten haben. Seinen großen Tag hatte der Bund am 18. Februar in Neustadt OS., wohin zu einem Vortrage des Leiters der Oberpräsident von Oberschlesien, Dr. Proske, und der Kurator unserer Universität, von Groening, sich eingefunden hatten; der Oberpräsident sprach vor mehr als 500 Hörern dem Bunde für seine Arbeit den Dank der Provinz Oberschlesien aus. Der Bund weiß dem scheidenden Oberpräsidenten, der immer seine Hand über uns hielt und unsere Arbeit schützte, herzlichen und ehrerbietigen Dank.

Für die Resonanz unserer Vorträge ist mitentscheidend geworden das immer stärkere Interesse der Provinzialpresse; sie ermöglicht es uns auch, allmählich in stärkerem Maße Hörer vom flachen Lande in unsere Vorträge zu ziehen. Während wir durch eingesandte Pressevorberichte das Publikum auf jeden einzelnen Vortrag vorbereiten, bleibt der Presse eine unbeeinflusste kritische Stellungnahme gegenüber dem gehaltenen Vortrag. Die Besprechungen, zum Teil von recht erheblichem Umfang, gestatten dem Leiter und den Rednern, den Reflex unserer Tätigkeit in der Öffentlichkeit zu beobachten. Ebenso haben die örtlichen Vertrauens-

leute die Freundlichkeit, mündlich und schriftlich den Leiter zu beraten; meine am Anfang des Winters immer wieder erfolgenden Bereisungen der Provinz geben dazu die Möglichkeit.

Unerwartet ist dem Universitätsbund eine Anerkennung seiner Leistung vom Auslande her geworden. Unter dem 28. April 1929 erschien eine Veröffentlichung in der „Polska Zachodnia“, in der unter Empfehlung eines zu gründenden ostoberschlesischen Lehrinstituts ausgeführt wurde: „bei der Prüfung der Frage einer wissenschaftlichen Organisation (in Ostoberschlesien) müssen wir vor allem das Beispiel unserer westlichen Nachbarn beachten und dürfen nicht zurückstehen, sondern sind verpflichtet, in der Arbeit für unser Land und Volk einen hohen Grad der Anspannung aufzubringen. Es ist bekannt, daß die Universität in Breslau ein bedeutsamer Vorposten und ein Hort der gesamten deutschen Wissenschaftsbewegung in Schlesien ist und es besteht kein Zweifel, daß sie in der Germanisierung Schlesiens eine bedeutende Rolle gespielt hat und spielt. Diese Aktion des deutschen Lehrinstituts muß unsererseits schnell gelähmt werden durch Gründung eines entsprechenden Lehrinstituts, das die Funktion einer höheren Lehranstalt in Oberschlesien verrichten soll. Die Deutschen ziehen durch Veranstaltung verschiedener Kurse in großen und kleinen Städten die gesamte Intelligenz zur Arbeit heran, während es bei uns still ist.“ Der Universitätsbund dankt; er wird seinerseits das Sprießen jedes geistigen Lebens, wo immer und wenn es geschieht, begrüßen, besonders dann, wenn es nicht aus einem Lähmungswillen heraus geschieht, den wir nicht besorgen, sondern in dem positiven Geist des kulturellen Schaffens, in dem wir unsere Arbeit aufgefaßt und beurteilt zu wissen wünschen.

So möge das Werk mit der Hilfe aller in sein sechstes Jahr hinübergehen.

* * *

Es folge eine Auswahl aus dem diesjährigen neuen Material, das zu den in den Monatsheften 1927 und 1928 abgedruckten Themen hinzutritt. Auch in diesem Jahre waren die meisten Vorträge von Lichtbildern begleitet.

Schlesien: Unsere schlesischen Steinkohlenlager und ihre Entstehung. Aus der geologischen Geschichte Schlesiens. Die schlesische Landschaft und ihr Tierleben. Blütezeit schlesischer Kunst. Meisterwerke der schlesischen Barockkunst. Schlesische Klosterkunst (Leubus, Heinrichau, Trebnitz, Camenz, Grüssau, Rauden, Himmelwitz). Schlesische Mystiker. Schlesiens Stellung innerhalb der Ostmarkenfrage. Die geistige Bedeutung der Ostmark. Die heutige Lage des östlichen Grenz- und Auslandsdeutschtums. Das Volkstum Ostdeutschlands und seiner östlichen Nachbargebiete.

Nachbarländer: Der slavische Gedanke und seine Geschichte. Die Geschichte der slavischen Völker in ihren Hauptmomenten. Die Entstehung und Entwicklung des nationalen Bewußtseins bei den Slaven. Der Einfluß der deutschen Kultur auf die polnische. Reisen eines Naturforschers in Polen. Der Balkan und die Balkanvölker. Kultur- und Kunstzentren im alten Rußland. Russische Baukunst. Die kirchliche Kunst Rußlands. Die Kunst im Sowjetstaat. Leo Tolstoj und Deutschland.

Geschichte: Der Stadtplan als Geschichtsdenkmal. Kaiser Friedrich II. als erster moderner Mensch. Der Romgedanke im Mittelalter. Das Reich Karls V. — ein Völkerbund. Die großen angelsächsischen Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Parlament und

Parteien in England. Der Ursprung des Nationalbewußtseins in Deutschland und Frankreich. W. von Humboldt in der nationalen Bewegung seiner Zeit. Hardenbergs Bedeutung für die Erhebung Preußens (1808 bis 1813). Bismarcks Außenpolitik nach 1870 in ihrem Zusammenhang mit der Entstehung des Weltkrieges. Der „neue Kurs“ von 1890; seine Vertreter und ihre Methoden. Das Problem der englisch-deutschen Beziehungen 1890 bis 1914. Der Ursprung der Idee des Volksstaates in der neueren Geschichte. Der Werdegang der russischen Revolution (1825 bis 1905). Wie das neue China wurde. Spanien und Deutschland in Geschichte und Gegenwart. Aus der Geschichte der Breslauer Universität.

Erdkunde, Geologie, Ethnographie: Was wissen wir über das Innere der Erde? Ursachen und Wesen der Eiszeiten. Gasausbrüche im Bergbau (mit besonderer Berücksichtigung der niederschlesischen Kohlendioxidbrüche). Unsere schlesischen Steinkohlenlager. Die Entwicklung des Ostseeproblems. Das Nationalitätenproblem im neuen Polen. Die neuen Randstaaten (Litauen, Lettland, Estland). Die Hohe Tatra. Geographische Charakterbilder aus der Schweiz. Quer durch Arizona. Kalifornien. Von Florida nach Kuba. New-Orleans und das Mississippi-Delta (auf Grund von Bereisungen). Ein Ritt durch Palästina. Europa- und Afrika — ein geographisch-geologischer Vergleich.

Kulturgeschichte und Kulturbilder: Die Gesellschaft der ciceronianischen Zeit. Doura am Euphrat, eine Stätte griechisch-orientalischer Mischkultur. Wunder antiker Technik. Antike Gärten und Villen in Kunst und Literatur. Die historischen Grundlagen der Astrologie. Die geistigen Kräfte im „Neuen Leben“ der Frührenaissance. Aus der Frühzeit des deutschen Geisteslebens. Die Kulturgeschichte des deutschen Gartens. Deutsche Volkstrachten. Schlesisches Bäderleben von 1740 bis 1840. Haus und Wohnung der Gegenwart. Kultur- und Kunstzentren im alten Rußland. Das moderne Spanien. Aus der Frühgeschichte der Ehe. Wortschatz und Kulturgeschichte. Rundfunk und Kultur.

Kunst, Musik, Theater: Antiken, die in den Wellen schliefen (Jüngling von Marathon, Schiffe im Nemisee und andere neue Funde). Wirtschaft und Kunst im Spätmittelalter. Soziologie der romanischen und gotischen Kunst. Die künstlerischen Probleme der italienischen Renaissance-malerei. Charakterzüge deutscher Kunst. Dürer und Grünewald als Grundtypen deutschen Kunstwollens. Blütezeit schlesischer Kunst. Schlesische Klosterkunst. Meisterwerke der Wiener, Prager und der schlesischen Barockbaukunst. Deutsche Kunst und Kultur in Südtirol. Barock in Deutschland und Österreich. Einführung in die Betrachtung von Bauwerken. Die moderne Baukunst. Die Kunst des Porträts. Die graphischen Künste (Holzschnitt, Kupferstich, Radierung, Lithographie). Die christliche Kunst des Ostens und das Abendland. Die kirchliche Kunst Rußlands. Die Kunst im Sowjetstaat.—Volkslied und Kunstlied. Das geschichtliche Werden des Opernkunstwerks. Musik am Hofe Friedrichs des Großen. Franz Schuberts Leben und Schaffen (zum Gedächtnis seines 100. Todestages). Die Musik in der Schule.—Das Theater in Mittelalter und Neuzeit.

Philosophie, Pädagogik, Literatur: Kulturkrisis und Kulturidee. Grundfragen der Geschichtsphilosophie. Vom Wesen des Humanismus. Sokrates und der europäische Kulturgedanke. Der moderne Mensch und sein Weltbild. Dante und der große Wandel der Zeiten. — Die Bedeutung des bürgerlichen Lebensgefühls in der deutschen Dichtung des 18. Jahr-

hunderts. Das deutsche Drama des Barock. Schlesische Mystiker. Der Idealismus Schillers und die Gegenwart. Ferdinand Lassalle und die Philosophie des deutschen Idealismus. Nietzsche und wir. Walter Rathenau als Denker. Die romantische Dichtung der Slaven. Die polnische Literatur der Gegenwart. Die russische Literatur der Gegenwart. Leo Tolstoj und Deutschland. — Grundfragen der modernen Volksbildung. Universität und Volksbildung. Erziehung und Phantasie.

Religion und Religionswissenschaft: Die Mythen und Sagen des alten Babyloniens. Weltentstehung und Weltuntergang in den Sagen der Völker. Seelenglaube und Totenkult. Von den Göttern der alten Deutschen. Germanische Mythologie und deutscher Volksglaube. Zauber und Aberglaube bei den Slaven. Aus dem Liederschatz des Alten Testaments. Das Alte Testament und die orientalischen Ausgrabungen. David, der Mensch und König. Jeremias, der Mensch und Prophet. Göttergnade und Menschenkraft in den indischen Religionen. Indische Ethik. Der indische Erlösungsgedanke. Die Mysterien von Tibet. Der Buddhismus und das Abendland. Die religiösen Strömungen in der römischen Kaiserzeit. Das Christentum und die antike Kultur. Christentum und Geschichte. Die Grabstätten der alten Christen. Die Christenverfolgungen im römischen Reich. Der Christ und die Natur. Die christliche Sittlichkeit und ihre Konkurrenten. Das Leben Jesu nach Gemälden moderner Meister. Das Gotteshaus im Wandel der Zeiten. Deutsche Päpste. Die Grundlagen des Aufschwungs des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert. Die religiöse Lage der Gegenwart. Der Okkultismus und die Wissenschaft. Vom gesunden und kranken Seelenleben.

Nationalökonomie und Wirtschaftswissenschaft: Staat und Wirtschaft im Altertum. Volkskunde und Rechtskunde. Die wirtschaftspolitischen Ideen der letzten Jahrhunderte. Tendenzen in der Sozialpolitik. Aus der Ideengeschichte des Sozialismus und Kommunismus. Führende Soziologen der Gegenwart. Die alte und die neue Reichsbank. Taylor und Ford. Betriebsstatistik und Kalkulation. Börse und Börsengeschäft. Der Dawesplan und das Problem der deutschen Reparationsleistungen.

Medizin und Hygiene: Volksmedizin in alter und neuer Zeit. Medizinische Entdeckungen in den letzten Jahrzehnten. Aus der Geschichte der Seuchen im deutschen Osten. Über die Tuberkulose. Die menschliche Ernährung und ihre Weiterentwicklung. Physikochemische Erkenntnisse über Verdauung. Beziehungen zwischen Tier- und Menschenkrankheiten. Neuere Fragen der Rassenhygiene. Wege und Ziele der Gewerbehygiene. Die Hygiene des Schulkindes. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Altern, Tod und Verjüngung.

Astronomie: Die Entwicklung vom Urnebel zum Stern. Sterne und Atome. Der innere Aufbau der Sterne und ihre Temperaturen. Die Entfernung der Fixsterne. Unser Mond. Die Entdeckung des Gravitationsgesetzes und ihre Vorgeschichte.

Naturwissenschaft: Naturwissenschaft und Weltanschauung. Materie und Weltall. Unser Seelenleben im Probiertglas — die Erforschung der Hormone. Pflanzengrün und Sonnenlicht, die Erhalter des Lebens. Die schlesische Landschaft und ihr Tierleben. Liebe und Ehe im Tierreich. Das Rätsel des Vogelzuges. Aus dem Leben der Bienen. Aus dem Leben der Tiefsee.



**Postillon am neuen Postscheckamt
Keramik von Felix Kupsch (Berlin)**

Phot. Neumann

DAS NEUE POSTSCHECKAMT IN BRESLAU

VON BERNHARD STEPHAN*)

Wer bei dem wege bawet
hat vil meister
der deutschen sprichworten 1594**)

Das Gesicht des neuzeitlichen Breslau, soweit es durch die Architektur bestimmt wird, hat in der letzten Zeit eine Reihe von bemerkenswerten Zügen bekommen. Unter den Geschäftsbauten ist der Neubau Petersdorff von Erich Mendelsohn-Berlin schon seit etwa Jahresfrist vollendet, das Kaufhaus Barasch steht noch im Gerüst. Soeben beginnt die Stadtverwaltung den neuen Sparkassenbau. Ganz vor kurzem ist das Postscheckamt in den Neubau an der Ecke Klosterstraße-Feldstraße und Ohlauer Stadtgraben übersiedelt. Dem im Dezember vorigen Jahres eröffneten Neubau des Breslauer Polizeipräsidium durch die Preußische Verwaltung tritt jetzt der Bau der Oberpostdirektion an die Seite.

Die vorübergehend, aber lange genug innegehabten provisorischen Räume im ehemaligen Kaufhaus Schneider an der Schweidnitzer Straße genügten in keiner Weise. Nach dem Ankauf des alten Militärfriedhofs an der Feldstraße ließ die Oberpostdirektion im November 1926 mit den Erdarbeiten anfangen, um im folgenden Frühjahr die eigentlichen Gründungsarbeiten zu beginnen. Bei mangelhaftem Baugrunde war eine Sicherung in der Weise vorzunehmen, daß im ganzen 1700 Betonpfähle eingesenkt werden mußten, auf denen das Gebäude ruht. Dieses Turmhaus ist, abweichend von dem anderen Gebäude, das ein Ziegelbau ist, ein Eisenbetonfachwerkbau, dessen Gefache mit Ziegelmauerwerk ausgemauert sind. Die tragenden Teile sind also hier nicht das Mauerwerk, sondern

*) Die erforderlichen Unterlagen werden Herrn Postbaurat Lothar Neumann, in dessen Händen Entwurf und Bauleitung lagen, verdankt. Die Genehmigung für die Veröffentlichung der beigegebenen Abbildungen erteilte in liebenswürdiger Weise Herr Oberposttrat Selle, der ebenso wie Herr Postbaurat Neumann und Herr Photograph Semm, ferner Herr Max Matthis Photographien zur Verfügung stellte.

**) Bauinschrift am Postscheckgebäude. Sie steht am Löpsinger Torturm in Nördlingen.

die Betonstützen und Balken. Sämtliche Außenflächen bestehen aus Klinkersteinen. Decken wie Dach sind in Eisenbetonhohlstein hergestellt.

Die Lage des Grundstückes bedingte eine schmale Bebauung, die Höhenausdehnung war dadurch gegeben. Im Ganzen enthält das Gebäude über 3000 qm bebaute Fläche und rund 73000 cbm umbauten Raum. Das zwölfstöckige Turmhaus ist rund 43 Meter hoch der fünfgeschossige Teil an der Feldstraße 20 Meter. Die Tiefe des Längstraktes beträgt 16 Meter.

Architektonisch drückt sich die Zweckbestimmung des Gebäudes in Staffelung und Gliederung dadurch aus, daß die Ecke der Klosterstraße zur Feldstraße als sechsgeschossiges Hochhaus gebildet ist. Hier hat das Preußische Katasteramt Räume bezogen, außerdem liegen hier die Dienstwohnungen des Postscheckamtes mit ihrem Zubehör. An der Ecke Feldstraße zum Ohlau-Ufer ist das elfgeschossige Turmhaus errichtet mit der Zahlstelle im Erdgeschoß, den Diensträumen und, vom sechsten Geschoß aufwärts, den Akten- bzw. Archivräumen. Diese beanspruchen besonderen Platz, da ja für Unterbringung der außerordentlichen Masse der Belege bis zur Verjährungsfrist gesorgt sein muß. Der mittlere, fünfgeschossige Teil enthält die Kontosäle, die in der ganzen Tiefe durchgehen. Zwischen sie schieben sich Sortier- und Kopierräume ein, die nach außen als Risalite betont sind.

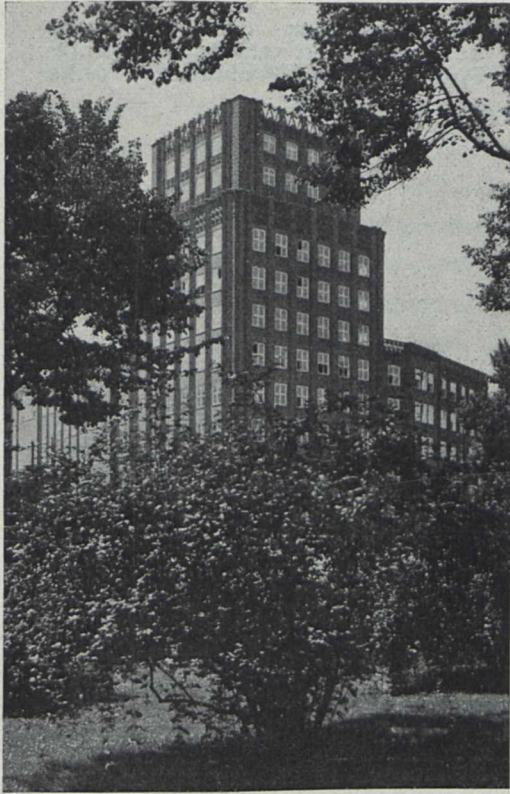
Die Forderung der Helligkeit für die Kontosäle bestimmte die Durchfensterung, die an den Außenseiten ganz einheitlich durchgebildet ist. Große, der quadratischen Form sich nähernde Fensteröffnungen lösen die Wände auf und erleichtern sie. An die bestehenden Fronten Klosterstraße und Ohlau-Ufer findet das Gebäude mit zwei ungleichen Trakten Anschluß, die einen Hof umschließen, der durch einen mittleren Quertrakt, das eingeschossige Druckereigebäude, geteilt ist.

Treppenanlagen sind im Wohngebäude, im mittelsten Risalit und im Turmhouse. Alle drei zugleich mit Fahrstühlen, von denen der des mittelsten Treppenhauses ein ununterbrochen zu benutzender Umlaufaufzug, sogenannter Paternoster-Aufzug ist. Am reichsten ausgebildet ist das Turmtreppenhaus, zugänglich von der großen Eingangshalle, das sich nach der Hofseite als abgesetzter Baukörper markiert, so daß das Turmhaus hier drei Abstufungen zeigt. In der Hauptansicht hat das Turmhaus nur einen Rücksprung nach dem achten Geschoß. Die Treppenhäuser haben sämtlich durchgehende Befensterung, beim Turmhaus bis zum fünften Geschoß und mit farbiger Verglasung.

In den oberen Räumen des mittleren Gebäudeteiles befindet sich die Kantine, Speiseräume und Rauchzimmer, auf ihm ein Dachgarten, der der Erholung der Angestellten dient. Für die farbige Ausschmückung in Speise- und Rauchzimmer ist Maler Bruno Walter, Breslau herangezogen worden, der Sportbetätigung und Rauchertypen schildert. Die Keller enthalten Brausebad, Heizung, Maschinenräume.

Das Hauptgesims ist als ein Geländer mit einem aus Dreiecksformen gebildeten Muster gestaltet, das wie an dem horizontalen Abschlußstreifen maschig aufgehängt erscheint. Dieses ornamentale Schlußband umsäumt alle Gebäudeteile mit Ausnahme der Risalite. Zu ihm streben die den Wänden des Hochhauses, des Turmhauses und den Wandflächen zwischen den Risaliten vorgelagerten Dreikantpfeiler empor. Zwischen den Fensterreihen steigen die einzelnen Stäbe von einem Sockelgesims auf, am Hochhaus und Turmhaus strikt von unten beginnend, und überragen, mit aufgelegten keramischen Platten abschließend, die Geländer-

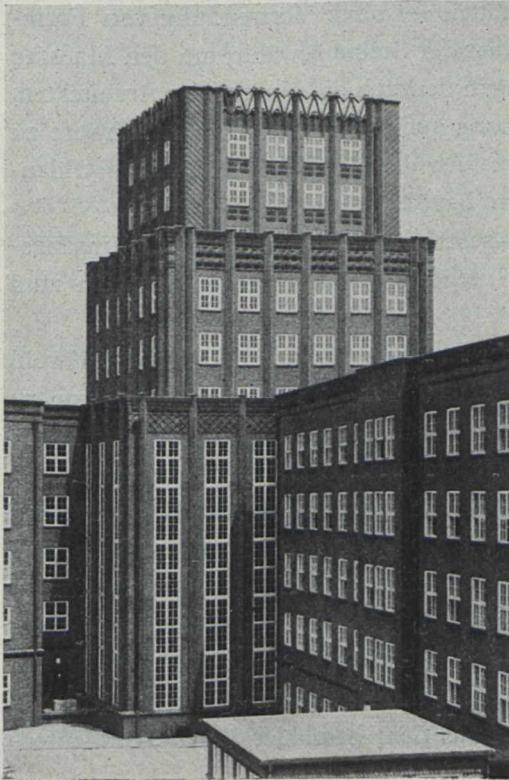
Links das Post-
scheckamt von
den Promena-
denanlagen aus
Rechts Ansicht
v. der Feldstraße



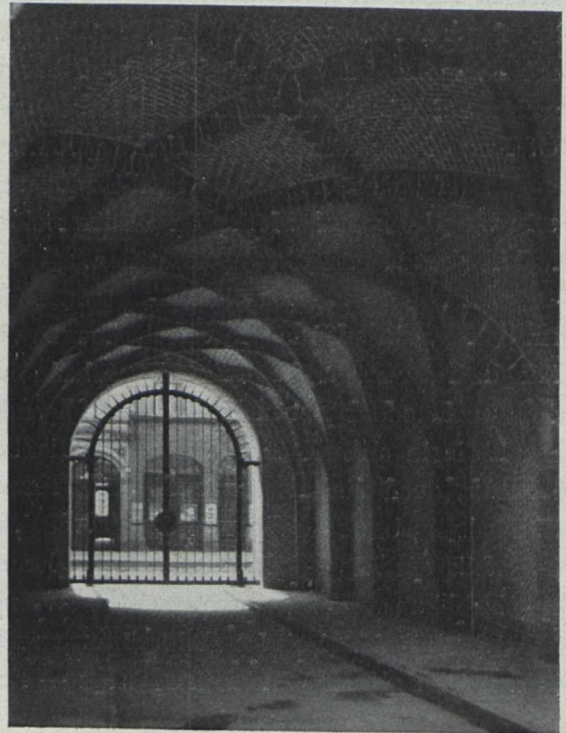
Phot. H. Semm

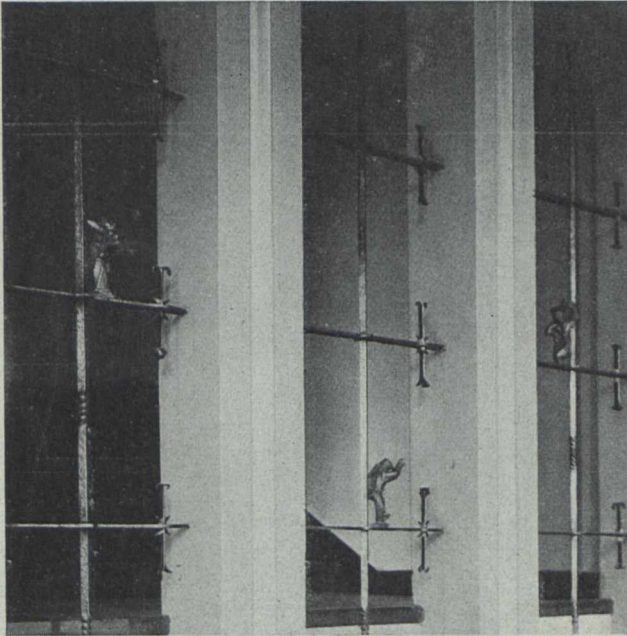


Links Hofansicht
Rechts Torhalle



Phot. H. Semm





**Abschlußgitter des Fahrstuhl-
schachtes mit schmiedeeisernen
Figuren von Professor Vonka**

brüstung um ein wenig. Der Architekt erzielte mit dieser Stabgliederung eine Überwindung der Mauerflächen und einen rhythmischen Wechsel zu der gleichmäßigen Reihung der Fenster. Die Sockelgeschosse sind durch hervorgezogene Kopfsteine gemustert. Abgesehen von der Keramik des Hauptgesimses sind alle diese Musterungen aus dem sogenannten märkischen Verband — immer zwei Läufersteine und ein Kopfstein — ohne Verwendung von Formsteinen organisch entwickelt. Es ist ein niedriges Format der Steine gewählt, um den Maßstab zu steigern. Andererseits zeigen die Flächengliederungen deutlich die Absicht des Architekten, der Baumasse, insbesondere der langen Frontausdehnung auf der Feldstraße, die Schwere zu nehmen und eine aufschnellende Spannung zu geben. An der Ecke Feldstraße zum Ohlau-Ufer ist die Ecklösung durch Schrägstellung des Turmhauses gewonnen.

Die Zugänge liegen an der Feldstraße und sind so gestaltet, daß die rundbogigen Eingangsture zu den beiden Höfen im Widerspiel mit den rechteckig umrahmten Eingängen zum Mittelgebäude und Turmhaus stehen.

Man hat dem Bau einen kunstgewerblichen Charakter nachgesagt und sich dabei wohl im besonderen auf die wie verschwebende durchbrochene Galerie des Hauptgesimses von zu feingliedriger Prägung berufen. Doch kann man dagegen sagen, daß die auch sonst bevorzugte, dem pulsierenden Leben in dem Bau folgende Auflockerung eine solche Auflösung motiviert. Auch die in allen Innenräumen einschließlich der Tor- und Eingangshallen hervortretende lebhaft, doch niemals zu stark akzentuierende Farbgebung steht im Dienste einer solchen Sinnhaltung beweglichen Verkehrs. Vielleicht ist die Zahlstelle zu klein. Man hätte für sie jedenfalls die Möglichkeit einer Vergrößerung, die kaum gegeben ist, gewünscht mit einer den Publikumsverkehr durchleitenden und nicht abfangenden Raumdisposition.

Auch den keramischen Bildschmuck am Hochhaus und am Turmhaus — wie alle Keramik in den Ullersdorfer Werken hergestellt — mit Szenen aus dem Breslauer Volks-, Studenten-

und Arbeiterleben und Postillontypen seit dem Jahre 1590, d. h. vom guten alten Postboten bis zum Luftpiloten, hat man getadelt. In der Tat verrät sich hier eine „naturalisierende“ Tendenz, die bei der Abstraktion, die dieser moderne Bau doch darstellt, als Hinzufügung erscheint. Störend sind diese anekdotischen Beigaben indes nicht, ihre Anbringung ist daraufhin wohl überlegt. Es bleibt dahingestellt, ob über sie — die Reliefs sind vom Berliner Bildhauer Felix Kupsch geschaffen, dem auch der plastische Schmuck des Haupteinganges des Polizeipräsidiiums anvertraut war — eine weniger doktrinäre Auffassung nicht zustimmender urteilen darf. Bestimmt kommen sie aus einem der Verbindung mit dem Leben unbekümmert freundlichen Geschmack, wie etwa süddeutsche Bauten in bunter Freskobemalung eine plaudernd einladende Sprache reden. Übrigens ist sonst an dem Gebäude, wie bereits erörtert wurde, z. B. ferner noch über einem Hofeingang oder hoch oben zwischen den Fenstern des Turmhauses die Ornamentik, rein aus der Ziegellagerung entwickelt. Im Treppenhaus des Turmes ist das Abschlußgitter des Fahrstuhlschachtes mit vorzüglichen schmiedeeisernen Figürchen des an unserer Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule wirkenden Professors Vonka belebt, in einem Lichthof steht eine kleine Brunnenfigur vom Bildhauer Dubois aus Friedland bei Waldenburg. In der Eingangshalle zur Zahlstelle befindet sich das Bronzerelief des Präsidenten der Oberpostdirektion Tebbenjohanns, des Förderers des Baues, vom Breslauer Bildhauer Paul Schulz. An den Tür- und Portalgittern sind, in graviertes Flacharbeit, Wappentiere schlesischer Städte angebracht. Die Wappen der schlesischen Regierungsbezirke Breslau, Oppeln und Liegnitz, für die das Postscheckamt Breslau zuständig ist, schmücken, in Malerei ausgeführt, die Eingangshalle.

Ein Anklingen gotischer Linienführung ist in dem Neubau unseres Postscheckamtes nicht zu verkennen, in der Stadt alter Backsteinbaukunst nicht zufällig. Die Torhallen sind von Netzgewölben überzogen die Pfeiler der Haupttreppenhalle haben in ihren Köpfen eine gotisierende, kantige Umrißführung, es begegnen Stern- und Spitzbogenformen. Doch ist eine unbefriedigende Anlehnung vermieden und immer eine reine Wirkung erzielt. Daß man die Materialien sorgfältigst ausgewählt, allen Einzelheiten, wie Leuchtkörpern, Aufschriften, Schildern und Orientierungstafeln einwandfreie Formen gegeben hat, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Die Anwendung technischer Neuerungen für den Geschäftsverkehr sei nur angedeutet. So vollzieht sich die Weitergabe der eingelieferten Schecks von Beamten zu Beamten und die Zurückleitung nach ihrer Bearbeitung durch Rohrpost mit erfreulichem Zeitgewinn. Die Abschließung der Schalter gegen das Publikum ist durch reichliche Anwendung von Glas aufgegeben.

Im Breslauer Stadtbilde bedeutet das Postscheckamt zweifellos eine Bereicherung. Nicht nur, daß es trotz ungünstiger Form des Baugeländes zu den Straßen, die zu ihm hinführen, in gute Lage gerückt ist — die Alexanderstraße führt direkt auf eine Tordurchfahrt, vom Dominikanerplatz her präsentiert sich das Turmhaus sehr eindrucksvoll —, auch von verschiedensten Teilen der Stadt wird das Turmhaus im Umriß und mit seiner einer wechselnden Beleuchtung günstigen Farbgebung des Klinkertons angenehm sichtbar. Von der Höhe des Turmhauses eröffnet sich ein umfassender Rundblick auf Breslau, der manche seiner ehrwürdigen Baulichkeiten, wie das hohe Schiff der Elisabethkirche mit dem frei daneben gestellten Turm, in wirklich „neuer Perspektive“ offenbart.

Totenfeier

Dem Andenken des Dichters Klabund

Die Stimme die im Herbst
die Herde heimtreibt
ist in mir
Der Schritt der vom Berge herabsteigt
bewegt mich
Durch mein Herz rauscht der getroffene
stürzende Flügel
und es erfaßt mich —
Die blauen Meere, die Inseln der Meere,
die dunklere Nordsee

Ach ich breite sie um mich
ach ich sammle sie alle um mich
wie die Frau in den Wald geht
und Hölzer des Waldes sammelt
so trage ich in mich
Stücke des Erdballs:

Eine große Flamme muß ich anzünden
die Vögel des Himmels zu erwärmen
die Fische des Sees zu erleuchten
mit der Flamme Zunge
des Käuzchens kläglichen Schrei
zu übertönen!

Keine Furcht stehe auf!
kein Schatten falle in meine Braue
Denn der Vater kommt
wenn das Feuer brennt
zum Beginn des Gebets
und er nimmt meinen Laut, den Anfang des Lauts
er nimmt ihn auf
hinauf
zu seines Mundes ewig verhüllter Form.

Wir aber können an der Schwester Schulter nur
der Weinenden hingehn.

Paula Ludwig

RUNDSCHAU

Musik

Aus der Frühzeit des Violinspiels

Im vorigen Heft war an dieser Stelle von den musikalischen Schätzen Breslauer Bibliotheken und Sammlungen die Rede. Heute mag an einem kleinen Beispiel gezeigt werden, welche Aufschlüsse über längst vergangene Epochen durch sie gewonnen werden können, und wie sich nicht nur manches historisch allgemein bedeutsame Faktum aus ihnen ergibt, sondern zugleich der besondere Anteil Schlesiens am Kunststreben der Vorzeit zuweilen überraschend offenbar wird.

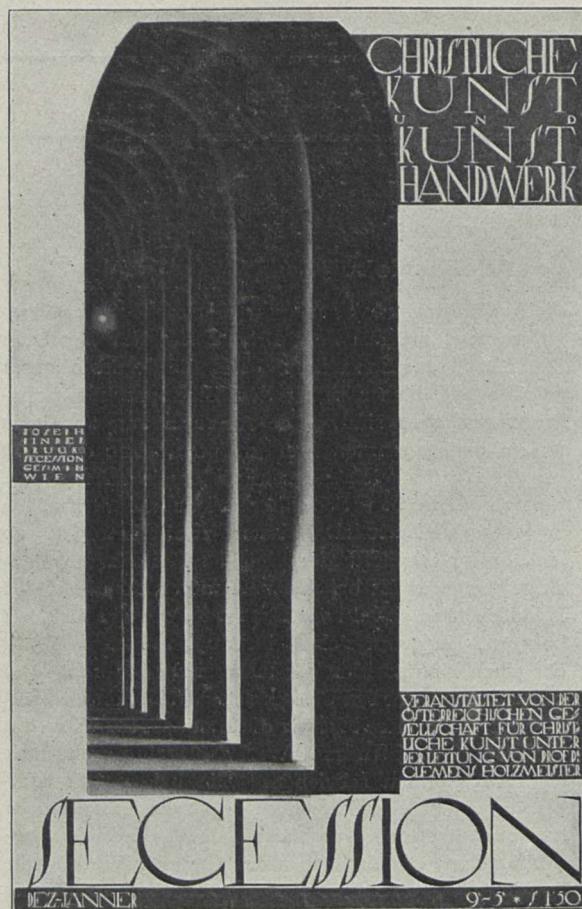
Die Stadtbibliothek in Breslau besitzt drei wertvolle Handschriften, in denen ein Violinspieler der Zeit um 1640 die wichtigsten Übungen und eine große Menge Violinliteratur zusammengetragen hat. Während die darin enthaltene Methode des Auszierens und Passagenspiels nur eine Kopie des Lehrbuchs eines berühmten Italieners (Rognone) von 1592 darstellt, sind die zahlreichen Originalstücke eine der wichtigsten Quellen für das zeitgenössische Violinspiel. G. Beckmann, der dem Entwicklungsgang der deutschen Violinmusik vor 1700 eine besondere Studie gewidmet hat, urteilt über diese Manuskripte: „Da uns gerade aus dieser Zeit für die Entwicklung des Violinspiels in Deutschland so wenig Zeugnisse erhalten sind, so sind diese Breslauer Notenhefte von doppeltem Wert. Sie weisen uns den Grund, auf dem die großen Meister der zweiten Jahrhunderthälfte aufbauen konnten. Zugleich übermitteln sie uns Namen von deutschen Komponisten, über die wir sonst keine Nachrichten haben...“ Tänze, Sonaten, Variationen sind der Hauptinhalt der Sammlung, fast alles für Violine allein aufgezeichnet, wenn auch teilweise nicht ohne Begleitung gedacht, wie sich aus der Überlieferung anderer Quellen ergibt. Als Sammler ist ein „Kunstgeiger“ oder Liebhaber anzunehmen, der sehr wohl in Breslau gelebt haben mag. Denn außer dem italienischen Gut, das durch die regen Handelsbeziehungen gerade hier leicht zu erlangen war, findet sich der Name eines norddeutschen Komponisten (Nik. Bleyer) ebenso wie einmal der Vermerk „Aus Nürnberg bekommen“. Als Wohnsitz des Schreibers kommt also am ehesten eine Stadt in Frage, die (wie Breslau) mit Nord und Süd gleichermaßen in lebhaftem Verkehr gestanden hat.

Die Annahme, daß in Breslau früh das virtuose Geigenspiel und hierfür geeignete Kompositionen eifrig gepflegt wurden, scheint neuerdings durch

die Auffindung zweier seltener Violinsonaten bestätigt zu werden, die aus dem Privatbesitz des Breslauer Sammlers Emil Bohn ebenfalls in die Stadtbibliothek gelangt und bisher selbst den Bibliographen unbekannt geblieben sind. Die Aufzeichnung ähnelt in vielem den genannten Manuskripten, ohne daß man bei der Ähnlichkeit gleichzeitiger Handschriften ohne weiteres denselben Schreiber annehmen dürfte, da es (entgegen Beckmann) sogar zweifelhaft ist, ob jene drei Notenhefte der gleichen Hand zuzuweisen sind. Dagegen ist bei den neu aufgetauchten beiden Handschriften sowohl die Datierung wie der Urheber bekannt. Er nennt sich Heinrich Litzkau und fügt der einen Komposition die Jahreszahl 1657 bei. Dies ist die Zeit, in der Ph. Fr. Böddeker, J. E. Kindermann und manche andere Meister die Errungenschaften des Violinspiels nutzten und Werke für eine oder auch mehrere Violinen schrieben. Die beiden „Sonata“ genannten Stücke Litzkaus sind von besonderem Interesse, weil sie für verschiedene Besetzung bestimmt sind, das datierte Werk für eine Violine mit Continuo, das andere für zwei Violinen, ebenfalls mit beziffertem Baß. Zudem sind sie formal logisch aufgebaut, in der Technik durch Doppelgriffe und Passagenwerk hoch entwickelt, musikalisch infolge reger Beteiligung des Fundaments am motivischen Leben nicht unergiebig. Die vom Unterzeichneten geplante Veröffentlichung wird somit ein nicht nur historisch fesselndes Dokument ausgraben, sondern hoffentlich auch der Praxis dienen; ist doch heute der Sinn für die Werte der alten Musik in weitesten Kreisen er wacht und das Verständnis selbst für anspruchsvollere polyphone Gebilde, als es diese Spielstücke eines deutschen Violinmeisters sind, überraschend verbreitet.

Über die Persönlichkeit des Komponisten ließ sich leider bis zur Stunde nicht das Geringste beibringen. Die Nachschlagewerke schweigen über ihn, archivalische Notizen waren nicht zu finden. Daß die Handschriften schlesischen Ursprungs sind, läßt sich nach der Menge nachweislich aus Breslau stammender Werke in Bohns Sammlung als durchaus möglich bezeichnen. Wie dem auch sei: für die Frühzeit des deutschen Violinspiels werden die Litzkau-Manuskripte der Breslauer Stadtbibliothek hinfort mit als willkommene Quelle zu bewerten sein.

Peter Epstein.



BRESLAUER Werbekunst Schlesien

Beispiel eines österreichischen Plakats: Josef Binder, Wien: Plakat für eine Ausstellung christlicher Kunst

Bildende Kunst

Die Sommerausstellungen in der Breslauer Halle am Zoo

Die Halle enthält diesmal zwei ganz verschiedene Ausstellungsthemen. Erstens sind Bilder, Plastik und etwas Kunstgewerbe zu sehen, zusammengebracht von einer Anzahl schlesischer Künstlervereinigungen. Der Künstlerbund hat sich ausgeschlossen, und so sehr man ein gutes Einvernehmen zwischen den einzelnen Organisationen wünscht, man kann dieses Mal sein Draußenbleiben durchaus verstehen. Soll er als einer von vielen in dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft figurieren, unter diesen zahllosen Vereinigungen von Künstlern und Künstlerinnen, die sich ihrer Leistung nach gleichen wie ein Ei dem anderen, nur daß es nicht eben die besten Eier sind, die man da zu sehen bekommt? Ehe alle diese Grüppchen sich nicht zusammengeschlossen haben — denn ein gesondertes künstlerisches Daseinsrecht besitzen sie nicht —, ehe sie nicht ihren Mitgliederkreis auf wirkliche Künstler beschränkt haben und eine Jury gebildet haben, die Bürgschaft dafür bietet, daß der Kitsch keinen Einlaß findet, eher können sie auch nicht verlangen, daß sich Künstler ernsten

Strebens in ihrer Gesellschaft wohl fühlen. Das muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, denn eine Ausstellung wie diese ist dazu angetan, das künstlerische Ansehen Schlesiens ernstlich zu beschädigen, und dies vor allem in einem Jahre, das viele kunstliebende Fremde nach Breslau ziehen wird.

Wenigstens wird man dann durch die Plakatausstellung entschädigt, die den rechten Flügel der Halle einnimmt. Hier hat die Breslauer Kunstgilde eine Ausstellung „Werbekunst Schlesien und Grenzstaaten“ veranstaltet, die von Artur Schwarz zusammengestellt worden ist. Die vertretenen Länder sind Österreich, Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland bzw. Schlesien, und das gibt interessante Gelegenheit, die einzelnen Völker nach ihrer Eigenart kennen zu lernen. Es gibt darüber hinaus Gelegenheit, nachbarliche Kulturbeziehungen anzuspinnen, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Denn es wäre ja gänzlich verfehlt, wenn wir unser Grenzland-Deutschtum nur dadurch zu betonen wüßten, daß wir uns von unseren Nachbarn hermethisch abschlossen. Im Gegen-

362

AUSSTELLUNG: und Grenzstaaten

Beispiel eines polnischen Plakats: F. Bartolomiejcyk, Warschau. Plakat der Kunstaussstellung in Posen



teil müssen wir wenigstens auf kulturellem Gebiete in freundschaftlichem Austausch leben; so bereiten wir am besten den Boden vor, um auch politisch zu freundlicheren Beziehungen zu kommen. Und wenn selbst die politischen Erfolge ausbleiben sollten, so ist immer noch dieses eine erreicht, deutlich bekundet zu haben, daß das Gebiet kulturellen Lebens ein Gebiet des Friedens und des gegenseitigen Verstehens ist. Daß solches Einvernehmen keine öde Gleichmacherei bedeutet, lehrt gerade die Zusammenstellung verschiedener künstlerischer Äußerungen der Nationen. Man sieht an dieser Plakatausstellung z. B., daß der Pole einen anderen, übrigens weit lebhafteren Farbensgeschmack hat als der Deutsche, daß ein Mann wie

Bartolomiejcyk sein Thema mit wirklicher Grazie und feiner Koloristik (Rot, Silber, Blau) anzupacken versteht. Man sieht den Tschechen, der in seinen Plakaten noch gern am Alten hängt, der sich von deutscher und französischer Kunst, aber nicht der neuesten, beeinflusst zeigt, während die Deutschböhmern stärker den Anschluß an das gegenwärtige Europa gefunden haben. Man sieht die geschmacksichere und vornehme Haltung der Österreicher und man freut sich zuletzt, daß die schlesische Plakatkunst mit Erich Murcken, Machunze; Artur Schwarz, Alfred Scheu, van Hout usw. neben den anderen Ländern durchaus bestehen kann, sowohl im großen Plakat wie in der knappen, einprägsamen Schutzmarke. Landsberger.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Methodik der Wirtschaftsförderung

Am 13. Juli wurde nach siebenwöchiger Aussperrungsdauer der im Reichsarbeitsministerium gefällte Schiedsspruch für die Löhne in der schlesischen Textilindustrie für verbindlich erklärt. Im Laufe der vorletzten Juliwoche sind die Betriebe überall wieder in Gang gesetzt worden. Allerdings ist es dabei ohne Störungen nicht abgegangen. Die Arbeitgeber haben in der Zeit nach der Verbindlichkeitserklärung, ebenso wie vorher immer wieder betont, daß für sie die Lohnerhö-

hung nicht tragbar sei und sie sich gezwungen sehen würden, noch stärkere Betriebseinschränkungen als vor dem Arbeitskampf durchzuführen. Unter den Arbeitnehmern haben andererseits gewisse neue Arbeitseinteilungen, vor allem in den Webereien, scharfen Widerspruch gefunden. Man kann also leider nicht davon sprechen, daß jetzt in der schlesischen Textilindustrie ein wirklicher Arbeitsfrieden durchgeführt sei. In dem Streit um den Schiedsspruch ist man in prin-

363

ziplieller Weise auf das Thema „Grenzland-Industrie“ gekommen. Wiederum wurden die hier schon des öfteren erläuterten besonderen Verkehrs- und Absatzschwierigkeiten der schlesischen Industrie eindringlich hervorgehoben. Auf der einen Seite ist gerade im Hinblick auf den Grenzlandcharakter Schlesiens sicherlich die Gefahr eines Erliegens wichtiger Industrie besonders ernst zu nehmen; auf der anderen muß man, von allgemeinen kultur- und sozialpolitischen Erwägungen kommend, erkennen, daß eine bis an die Grenze der Existenzmöglichkeit — die hier notgedrungen unter dem „amtlichen“ Existenzminimum liegt — verelendete Arbeiterschaft sicherlich, wenn man schon davon spricht, einen sehr widerstandsfähigen Grenzwall nicht abgeben kann.

Der auch nach der Schlichtung letzten Endes ungelöst bleibende Textilkonflikt bestätigt die schon in manchen früheren Fällen, z. B. bei Arbeits- und Wirtschaftskämpfen im Waldenburger Bergbau gemachte Beobachtung, daß es bei den besonderen Verhältnissen Schlesiens auf die Dauer nicht angehen wird, ein Teilproblem, wie in diesem Falle die Lohnfrage, isoliert zu lösen. Man erinnert sich an den Waldenburger Bergarbeiterstreik, der ausbrach, als die Verhältnisse im Waldenburger Bergbau nicht nur etwa in sozial-politischer, sondern auch in allgemein organisatorischer Hinsicht, in der Frage der Finanzierung und des Absatzes, überreif für eine grundsätzliche Neuregelung waren. Man hat damals die Arbeitsfrage ebenso wie jetzt getrennt von den übrigen behandelt. Es stellten sich dabei manche Schwierigkeiten heraus, wenn sie allerdings auch nicht so groß waren wie jetzt in der Textilindustrie, wo man die Ansätze eines allgemeinen Sanierungsprogramms noch kaum erkennen kann. Im niederschlesischen Bergbau war bekanntlich schon in der Zeit vor den Arbeitskämpfen die Zusammenschlußbewegung unter Bewilligung staatlicher Kreditgarantien im Gange.

Nun bestehen, wie im vorigen Heft dieser Zeitschrift bereits mitgeteilt wurde, gewisse Pläne für eine Reorganisation der Leinenindustrie. Man hat merkwürdigerweise von ihnen, an denen auch das Reich nicht un-

beteiligt bleiben soll, im Zusammenhang mit dem großen Arbeitskampf nichts mehr gehört. Die Abzirkelung bei der Behandlung wirtschaftlicher Fragen nach einzelnen Zuständigkeiten, in anderen Teilen des Reiches und in normalen Zeiten sicherlich zweckmäßig, hat in der augenblicklichen schlesischen Situation recht starke Nachteile. Man sollte in den Reichsministerien für Wirtschaft, Finanzen, Verkehr und Arbeit zwar getrennt marschieren, aber vereint schlagen. Saniert man einen Industriezweig im Grenzland aus besonderen Gründen durch Kredithergabe, dann darf solche Maßnahme beispielsweise nicht durch Versagung von Transportvergünstigungen illusorisch gemacht werden. Saniert man die Löhne, dann darf der sozial-politische Zweck nicht dadurch vereitelt werden, daß man mit anderen wirtschaftsfördernden Maßnahmen, für die an sich prinzipielle Bereitschaft besteht, zu lange wartet. Auch der umgekehrte Fall ist eingetreten, daß z. B. Kredite oder bedeutendere öffentliche Aufträge gegeben wurden, während man die als Ergänzung gewünschten sozialen Garantien dabei vergaß.

Es wird immer zu heftigen Reibungen führen, wenn staatlicherseits bei Einflußnahme auf einen Wirtschaftszweig das eine getan und das andere gelassen wird. Hat man sich einmal davon überzeugt, daß es zweckmäßig und zu rechtfertigen ist, auf einen in besonders kritischer Lage befindlichen Wirtschaftszweig irgendeinen Einfluß zu nehmen, um die von ihm Abhängigen zu fördern, dann darf man nicht mit Teiloperationen vorgehen. Sollte also beispielsweise das Reich jetzt tatsächlich bereit sein, zu Gunsten der Leinen-Industrie Kredit- und Finanzierungsaktionen durchzuführen, dann wäre es sicherlich zweckmäßiger gewesen, wenn man dieses Vorhaben mit der Einflußnahme auf die Lohngestaltung verkoppelt hätte. Man hätte dabei auf der einen Seite Vorwürfe und lebhaftere Agitationen verhindert, auf der anderen vielleicht den Weg zeigen können, auf dem man ohne neue große Betriebsstillegungen die erhöhten Lasten seitens der Industrie hätte auf sich nehmen können.

Darge

Sport

Rückschau auf sportliche Ereignisse im Südosten

Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften auf der Schlesier-Kampfbahn im Breslauer Stadion. Eine Prüfung für die südostdeutschen Sportler, für die Organisatoren der kommenden deutschen Kampfspiele und schließlich auch eine Prüfung, ob derartige Veranstaltungen das Breslauer Publikum anziehen. Bei glühendem Sonnenbrand fanden die Wettkämpfe statt, am Sonntag war der heißeste Tag des Sommers mit 34 Grad im Schatten. Die Massen drängten sich in die Badeanstalten, die Zuschauerreänge der Schlesier-Kampfbahn blieben leer. Damit ist es für absehbare

Zeit entschieden, daß Breslau diese Meisterschaften nicht mehr bekommen wird. Das ist um so bedauerlicher, als die Organisation durch den südostdeutschen Verband ausgezeichnet war. Getrübt wurde dieser Eindruck durch einige bürokratische Maßnahmen der Stadionverwaltung, die bei der Presse im Reich einen unangenehmen Nachhall gefunden haben; Fehler, die wieder gut gemacht werden können, die sich aber im Wiederholungsfalle unheilvoll auswirken müßten.

Die südostdeutschen Leichtathleten versagten auf der ganzen Linie. Es ist wohl der Hauptgrund für

die Unpopularität dieses Sportes in Breslau, daß wir auf diesem Gebiete nichts mehr einzusetzen haben. Einzig unser Langstreckenläufer Schneider (Hirschberg) vermochte sich hervorzutun. Er belegte bei dem schweren Marathonlauf — 42,2 km auf staubiger Landstraße bei 34 Grad im Schatten — einen ehrenvollen zweiten Platz. In den Wettkämpfen wurde endgültig der Beweis erbracht, daß die Schlesier-Kampfbahn die schnellste Bahn Deutschlands ist. Südostdeutsche und deutsche Rekorde fielen, und zum Schluß wurde ein Weltrekord aufgestellt.

Deutsche Meisterschaft in der 4 mal 100 Meter-Staffel: 5 Mannschaften sind in der Entscheidung. Eintracht-Frankfurt a. M., S. C. - Charlottenburg, Dresdensia-Dresden, Bar Kochba-Berlin, V. f. B.-Breslau. Favorit war Eintracht-Frankfurt mit dem neuen deutschen Meister Dr. Wichmann, Eldracher, Salz und Metzger, schärfster Gegner S. C.-Charlottenburg mit Körnig, Grosser, Nathan und Schlöske. Körnig bringt in wundervollem Spurt Charlottenburg sofort in Führung, Dr. Wichmann holt wieder auf. Die anderen Mannschaften fallen weit zurück. Ein gigantisches Ringen, Brust an Brust. Der Schlußmann Schlöske übernimmt 1 Meter vor dem weit schnelleren Eldracher den Stab, alles erwartet ein rasches Aufrücken Eldrachers, aber Schlöske wächst über sich selbst hinaus und hält den schnellsten

deutschen Sprinter, bis seine Brust das Band zerreißt. Jubelnd umringen ihn seine Klubkameraden und heben den Freudestrahlenden auf ihre Schultern. Ich selbst stürze mich mit dem Mikrophon, an das fast alle deutschen Sender angeschlossen sind, auf die Gruppe zu und werde zum Mitspieler einer grandiosen Szene. Die vier Berliner schmettern ihren Jubel und ihre Grüße ins Mikro, ein Berliner Redakteur flüstert mir zu: ich habe 40,8 gestoppt, das wäre Weltrekord, ich lächle: Irrtum! Ein Offizieller stürzt herbei, es ist Wahrheit: 40,8 Sekunden — Weltrekord! Ein Freudenschrei der Berliner. Ich renne mit dem Mikro vor die Tribüne und rufe: Weltrekord! Ein unbeschreiblicher Jubel bricht los, der viele, viele Minuten anhält, und der in ganz Deutschland vernommen wird.

In die Ehrentafel der südostdeutschen Erfolge schrieb sich im letzten Monat ein: der Turnverein Vorwärts-Breslau, dessen Frauen in Mannheim die deutsche Handball-Meisterschaft gewannen, und der B. S. C. 08. Nach vielen Mißerfolgen im letzten Winter gelang es dem besten Breslauer Fußballverein, nach einem unerhört dramatischen Kampf vor einem enthusiastischen Publikum Bayern-München nach Spielverlängerung zu schlagen und damit bis in die Vorschlußrunde der deutschen Meisterschaft zu gelangen.

F. Wenzel.

Die fünfte Schlesische Kulturwoche in Braunau

Es ist im vergangenen Jahre im Berichte über die vierte Schlesische Kulturwoche zu Mährisch-Schönberg an dieser Stelle gesagt worden, daß die Zukunft des Gedankens der Kulturwochen von dem Maße abhängen wird, in dem sich alle am Stammeskulturleben beteiligten Kräfte bei dieser jährlichen Arbeit zusammenfinden. Um äußerlich eindrucksvolle Massenkundgebungen kann es sich dabei niemals handeln, immer werden diese Tagungen nur Vertreterversammlungen sein können. Entscheidend aber ist, daß sich den Vertretern der Wissenschaft, von der die Anregung ausging, mehr und mehr die Führer der übrigen in der geistigen und wirtschaftlichen Kultur schaffenden Kräftegruppen anschließen. Kultur des Stammes in ihrem weitesten Sinne ist hier die Grundlage der Arbeitsgemeinschaft. So war es folgerichtig, daß bei der fünften, in den Tagen vom 28. Juni bis 2. Juli veranstalteten Kulturwoche in Braunau i. B. der Kreis der behandelten Fragen abermals erweitert wurde. Stärker als bisher kam die Wirtschaft zum Wort, zum ersten Male wurde auch die Jugendbewegung in ihren wesentlichsten Organisationen herangezogen und in ihr wichtiges Anteil an der Stammeskulturarbeit eingeführt. Jugendführertagung und schlesischer Bauern-tag: diese beiden Sonderveranstaltungen gaben der letzten Kulturwoche eine neue Richtung, die innegehalten werden muß. Dabei ist der ausgezeichnete Eindruck hervorzuheben, den die Diszipliniertheit der

anwesenden Jugendgruppen erweckte. In den Aus-sprachen ergaben sich eindeutige Richtlinien: das Jugendwandern muß viel stärker auf gut vorbereitete Grenzlandfahrten beschränkt werden, die für die Erkenntnis des Stammeslebens beiderseits der Sudeten wichtiger sind als Fernwanderungen. Auch diese wechselseitige Lern- und Lehrarbeit der Jugend muß unpolitisch sein, d. h. sie muß sich grundsätzlich von partei- und staatspolitischen Gesichtspunkten fernhalten, wenn sie der ungefährdeten Stammesgemeinschaftspflege dienen soll. Die Tagung schlesischer Bauernvertreter war die Wiederaufnahme eines schon in Troppau beschrittenen Weges. Sie brachte eine Reihe ausgezeichnete Referate, darunter zwei von sudetenschlesischer Seite über bäuerliche Politik und Stammlandgrenzen und über die Auswirkung landständischer Arbeit: sehr eindrucksvoll, mit wieviel Klarheit und Weitblick drüben die kulturelle Gesamtlage des schlesischen Stammes gesehen wird von einer Bauernschaft, die fest genug zusammengeschlossen ist, um über ihre engsten Wirtschaftsprobleme hinaus auch für allgemeine Volksfragen sich energisch zu interessieren. Hier bot sich soviel an Anregung und Beispiel, daß dieses nun sicher-gestellte Teilgebiet der schlesischen Kulturwochen für die nächsten Jahre mit Arbeitsstoff versorgt ist.

Wiederum hatte die Wissenschaft ihre Tagungsarbeit unter einen geschlossenen Gedanken gestellt.

In umfangreichem Maße kamen physische und wirtschaftliche Geographie zu Wort, die Geistesgeschichte konzentrierte sich auf die Zeit intensivster böhmisch-schlesischer Kulturgemeinschaft; die Wirtschaftsgeschichte erfuhr gebührende Betonung. Wo das Verbindende und Naturbedingte herausgearbeitet war, zeigte sich immer wieder die unbestreitbare Richtigkeit des Gedankens der Stammeskulturpflege über die künstlichen Grenzen hinweg und die Notwendigkeit ihres fortschreitenden Ausbaus. Das im vorigen Jahre gesprochene Wort, die Sudeten seien nicht

trennende Grenze, sondern im kulturellen Sinne gerade das erhaltende Rückgrat des Stammes, wurde in seiner Geltung von zahlreichen neuen Seiten bestätigt. Die festlichen Kundgebungen dieses Einheitsgefühls hielten sich wie immer in den durch staatspolitische Gegebenheiten bedingten Grenzen. Umso stärker wuchs das Erlebnis der Gemeinschaft des Blutes und des Geistes nach innen und wird weiterwirken: Niemanden zu Leide als der Unkultur, niemanden zu Liebe als dem Ausgleich im Osten Mitteleuropas, wie das Ziel diesmal treffend bezeichnet wurde.

H. A.

Bücher

Hubert Razinger. Carl Hauptmann. Bonavoluntasverlag, Krummhübel 1928.

Gute Bücher soll der Referent loben, gegen mittelmäßige mild sein, schlechte verschweigen. Aber manchmal muß man gegen diese Grundregel verstoßen. Wenn nämlich etwas so aussieht: „An dieser Mischung von slawischem und germanischem Blute mag es... liegen, daß Schlesien der Nation Dichter gegeben hat wie... Eichendorff, Freytag, Holtei, Strachwitz, Schönaich-Carolath, Eberh. König, P. Keller, Castelle, Fr. W. Bischoff, E. G. Seeliger, Bierbaum, Ulitz, Kaergel und gar die ragenden Hauptmanns und H. Stehr, von kleineren Talenten wie Raupach, Laube... abgesehen.“ Der Satz, der auf Seite 3 des Buches dieser merkwürdigen Zusammenstellung folgt, erklärt, daß die schlesischen Dichter als Nachfolger Jacob Böhmes dessen Mystik zur Psychologie gewandelt hätten und daß in der Reihe dieser mystischen Psychologen, „Paul Keller, Eichendorff und Carl Hauptmann den sonnig-hellen, gemütstiefen, ganz gütigen Menschentypus“ repräsentierten, womit der Verfasser das Werk dreier Dichter gleichmäßig mißverstehet. Entgleisungen der Art sind in dem Buche nicht selten. Carl Hauptmanns junge Tochter wird mit Erstaunen auf Seite 5 lesen, daß die Familie Hauptmann der Familie Buddenbrook gliche, sie also sozusagen die degenerierte vierte Generation darstellen müsse. Und völlig unverständlich ist, wie der Autor sich im Vorwort bei Frau Maria Hauptmann bedanken und gleichzeitig auf Seite 21 den sehr mißverständlichen und — zu Razingers Ehre sei es angenommen — ungeschickten Satz niederschreiben kann: „Carl war zeitlebens ein großer Frauenliebhaber; aber er hat Unerhörtes von den Frauen verlangt, was ihm vielleicht nur eine erfüllen konnte: Anna Teichmüller.“ (Wenn dieser Satz übrigens mehr als eine ungeschickte Formulierung sein sollte, so zeugt er von einer bedauerlichen Unkenntnis von Hauptmanns Leben und Werk, das nur voll zu erfassen ist, wenn man die überaus wichtige Rolle Maria Hauptmanns im Leben des Dichters begreift.)

Aber die Biographie Razingers ist, abgesehen von den stilistischen Unklarheiten, im Sachlichen fehler-

haft. Hauptmanns philosophisch-mechanistische Auffassung in der Jugendzeit soll eine Folge seiner Freundschaft zu Haeckel gewesen sein — vgl. dagegen den Brief des Abiturienten an den ihm persönlich unbekanntem Gelehrten (in der Briefsammlung des Horenverlages Nr. 1; Will-Erich Peuckert, Herausgeber dieser Briefe, den Razinger als Quelle nennt, hat mir auf meine Anfrage mitgeteilt, daß er für diese und ähnliche entstellte wiedergegebene Tatsachen nicht verantwortlich gemacht werden könne.) Sonderbar ist des Verfassers Bemühen, aus dem sozialen Roman „Mathilde“ ein „überzeitlich unbedingtes Lied“ zu machen (abgesehen davon, daß es ja gerade Aufgabe des Literaturhistorikers wäre, den Bedingungen, unter denen das Werk steht, nachzuspüren), unverständlich die Erklärung der „Tantaliden“ aus Hauptmanns Verehrung für Wilhelm II. nach den Revolutionstagen (das Buch ist August 1918 geschrieben), völlig irrig die Bemerkung, daß die „beiden nachgelassenen Romane im Wesen nichts Neues über Hauptmann geben können“ (obwohl der Stilwandel, von dem Razinger häufig spricht, ohne seiner Entwicklung nachzugehen, gerade in diesen Werken besonders spürbar ist.)

Wenn Carl Hauptmanns Werk, wie Razinger launig bemerkt, „keine Entgleisungen“ kennt, so eiferte ihm der Biograph hierin nicht nach. „Efraims Breite“ scheint ihm ein geschmackloser Titel für den Dichter, der ihm nacheinander der „schlesische Anzengruber“, „sprachlich Hölderlins und Nietzsches Fortsetzer“, „ein neuer Kleist in seiner Unrast“ und zu alledem noch der „Jakob Böhme des XX. Jahrhunderts“ ist. Schade, daß es hier bei dem „guten Willen“ des Bonavoluntasverlages geblieben ist.

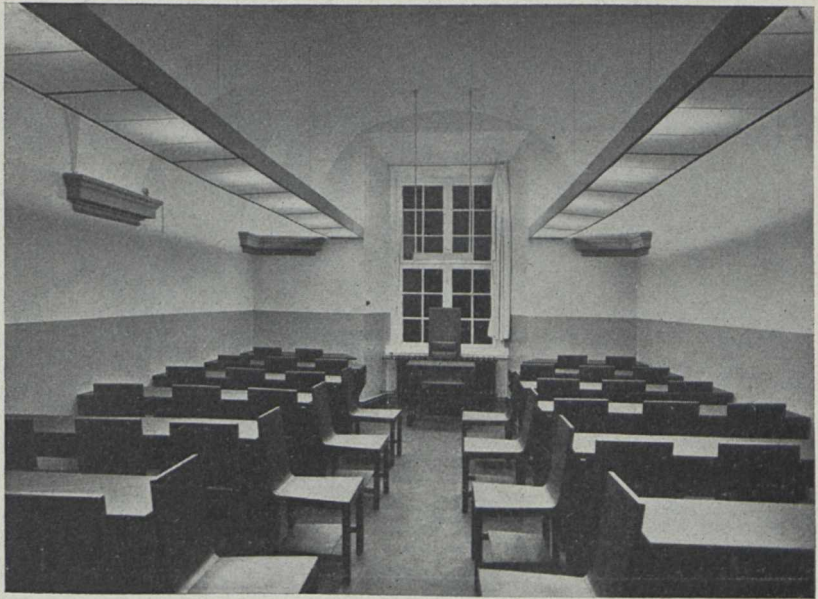
Werner Milch.

Strafanstaltsoberlehrer Fritz Kleist: Im Jugendgefängnis. Heft 4 der Beihefte zur Monatsschrift für Entschiedene Schulreform und Freiheitliche Schulpolitik, herausgegeben von Paul Oestreich.

Ein Ringen und Werben um die Seele des jugendlichen Rechtsbrechers, damit bei ihm die Freiheitsentziehung zur Freiheitserziehung werde!

Die Universität verjüngt sich

Phot. H. Klette



Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Breslauer Universität hat sich einen Übungsraum in neuzeitlichen Formen ausstatten lassen, dessen Entwurf vom Architekten Elmar Brendgen stammt.

Als feinsinniger Beobachter und geistvoller Plauderer legt uns der Verfasser, ein erfahrener Praktiker auf dem Gebiete des Jugend-Strafvollzuges, durch zahlreiche Beispiele aus dem Breslauer Jugendgefängnis die auf Abwege gekommene Jugend ans Herz.

Mit dem Aufwerfen der Fragen: „Sind Jugendliche Verbrecher? — Strafe oder Hilfe“ weist er auf die neuen Wege hin, die in den letzten Jahren mit Erfolg eingeschlagen worden sind.

Ist die Straftat so schwer, daß Erziehungsmaßregeln nicht ausreichen, daß selbst die vom Gericht erkannte Freiheitsstrafe nicht ausgesetzt werden darf, sondern vollstreckt werden muß, dann soll — wie überhaupt der Erziehungsgedanke bei der straffällig gewordenen Jugend leitend geworden ist und das Prinzip der Vergeltung in den Hintergrund gedrängt hat — auch das Jugendgefängnis an seinem Teil dem Erziehungswerk dienen. Kein leichtes Unterfangen, wenn man bedenkt, daß das Breslauer Jugendgefängnis jugendliche Verbrecher in sich birgt, die wegen Mordes, Totschlages, Raubes und dergleichen Gefängnisstrafen von fünf, zehn, ja fünfzehn Jahren verbüßen. Gilt es doch die Persönlichkeit des Täters so umzugestalten, daß er weiteren Anreizen zum Verbrechen widerstehen kann.

Erziehung braucht Zeit und Geduld, um eine Gesinnungs- und Willensänderung herbeizuführen. Wochen und Monate können vergehen, ehe es gelingt, überhaupt erst das Vertrauen des jugendlichen Rechtsbrechers zu gewinnen. Daher die Scheu des Verfassers vor der Vollstreckung kurzfristiger Freiheitsstrafen. Ob zu Recht, mag dahingestellt bleiben. Sollte nicht auch bei kurzfristigen Strafen die Tatsache der Freiheitsentziehung an sich erzieherlich wirken können?

Schule und Anstaltsarbeit sind, wie der Verfasser im einzelnen zutreffend schildert, sicherlich die geeignetsten Erziehungsmittel. Die Arbeit muß jedoch so mannigfaltig ausgestaltet sein, wie es der Gefängnisbetrieb zuläßt, damit jeder, der bereits vor Strafantritt die Erlernung eines Handwerks begonnen hat, sich mit Erfolg weiter bilden kann.

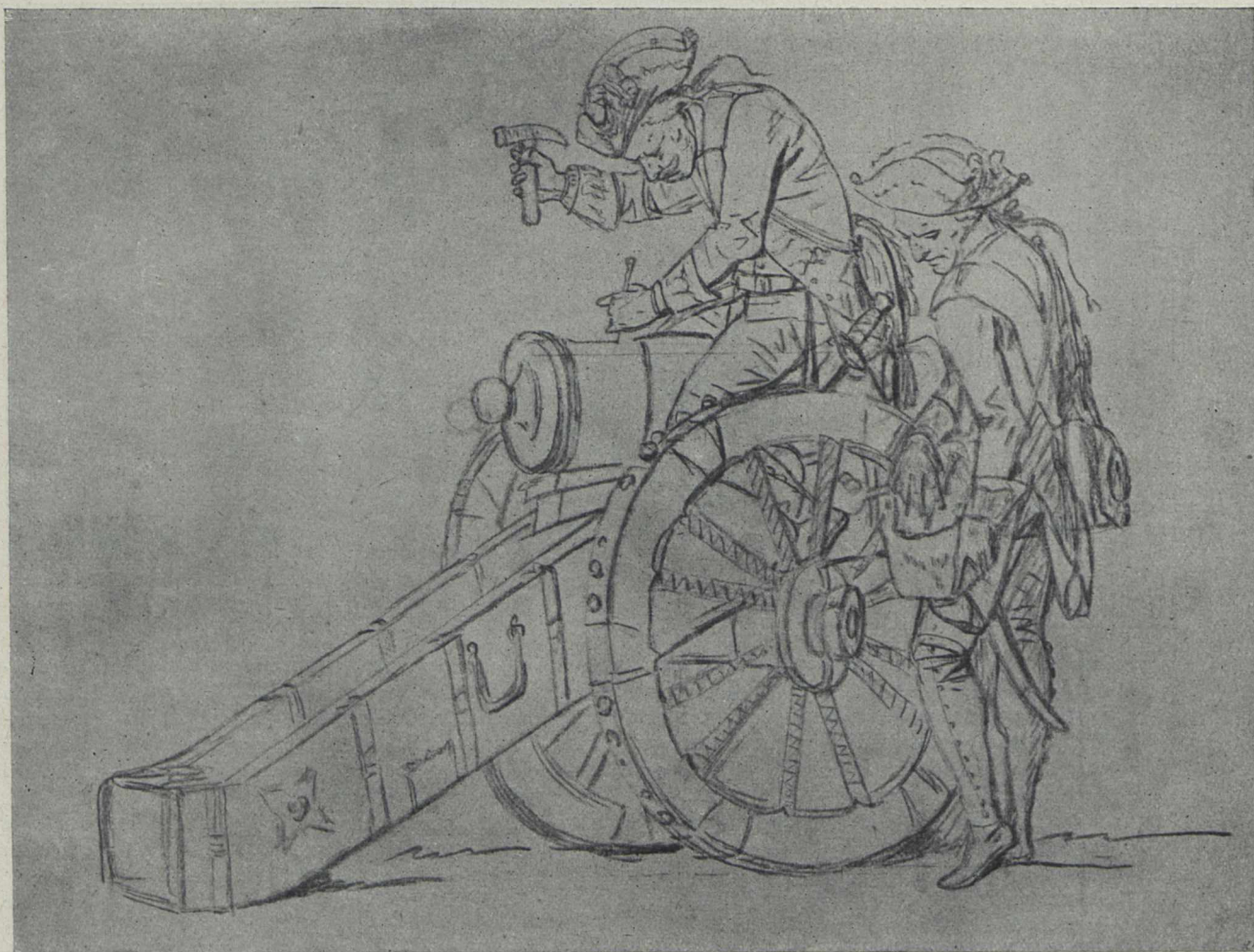
Besonderes Interesse findet die Darstellung, wie es den Insassen, die in drei Führungsstufen eingeteilt werden — daher: „Erziehungsstrafvollzug in Stufen“ — möglich gemacht wird, bei Wohlverhalten besondere Vergünstigungen zu erhalten, die sich in der letzten Stufe so steigern, daß dadurch der Übergang in die Freiheit vorbereitet wird. Wer Gelegenheit gehabt hat, den überaus wohnlich eingerichteten Raum mit der gedeckten Tafel — einem Baudenzimmer im Gebirge vergleichbar — zu sehen, welcher den jugendlichen Gefangenen in der letzten Stufe zur gemeinschaftlichen Einnahme des Mittagessens an Sonn- und Feiertagen zur Verfügung steht, der kann dem jugendlichen Gefangenen, einem wilden Berliner Jungen, nur Recht geben, der darüber schreibt: „Da ist Sonntags der Ort, wo man vergessen kann, daß man gefangen ist. Die ganze Aufmachung ist familiär. Das ist der richtige Ort, Sonntags in uns jungen Menschen Sonntagsstimmung zu erwecken.“

Das will der moderne Strafvollzug: die gesellschaftsfeindlichen Menschen, die er an freudloser Stätte — keine Erholungsstätten! — festhält, gebessert und innerlich bekehrt der menschlichen Gesellschaft zurückgeben.

G. G.

Bücher-Eingang:

Leonhard Hora: *Jenseits der grauen Tage.* Gedichte. Fritz Fink, Verlag Weimar 1928.



Berlin, Akademie der Künste.

Studie I.G. Schadows zu den Reliefs am Breslauer Tauentzien-
denkmal: Kanoniere vernageln ein feindliches Geschütz

**Hans Mackowsky: Johann Gottfried Schadow
Jugend und Aufstieg 1764 bis 1797.** Mit 102
Tafeln und 7 Abbildungen im Text. G. Grote
Verlag, Berlin 1927.

Dieses Buch von 418 Seiten Text macht nur einen Anspruch an den Leser: es verlangt seine Zeit und Geduld. Denn der Darstellungsstil dieses gewiß besten Kenners von Alt-Berlin hat wahrhaftig nichts von dem heutigen Tempo der Reichshauptstadt an sich, sondern atmet behagliche Breite. Da wird die Umgebung des Künstlers mitgeschildert, seine Vorfahren und seine Familie, seine Auftraggeber und seine Modelle und ebenso die Stätte seines jeweiligen Wirkens. Es ist das der klassische Biographenstil, wie ihn Hermann Grimm oder der alte Justi gepflegt haben, aber man muß zugeben, daß Mackowsky ihn auch wirklich noch mit der gleichen Humanität zu handhaben weiß. Und was einem zunächst als ein

Abschweifen vom Hauptthema erscheint, das erkennt man am Ende doch als notwendig zugehörig, um den Künstler aus seiner Zeit, die Zeit aus seinem Künstler heraus zu verstehen. Und der Dargestellte selbst — entschieden der größte Bildhauer der Epoche um 1800 — verlohnt schon eine so eingehende Betrachtung. Das Kapitel über das Grabmal des Grafen von der Mark ist besonders geglückt, sowohl nach der Deutung seines Inhaltes wie nach der Analyse seiner Formensprache, aber auch der übrige Stoff wird mit einer niemals müde werdenden Sorgfalt behandelt, mit jenem märkischen Realismus, der Schadow selbst vor jeder akademischen Typisierung bewahrt hat. Uns Schlesier werden die Ausführungen über das Breslauer Tauentzien - Denkmal interessieren, zu dem Makowsky eine ausgezeichnete Studie (s. Abb.) bringt.

Landsberger

JUGEND UND HEIMAT

Ein schlesisches „Frag mich was!“

1. Welches schlesische Gestein gilt als das beste von ganz Deutschland?
2. Welcher unserer deutschen Romantiker ist ein Oberschlesier?
3. Welche Landschaft in Schlesien hat die reichstentwickelte Tierwelt?
4. Welches schöne alte Kloster liegt an der Oder?
5. Wie begrüßen sich die oberschlesischen Bergleute?
6. Welcher schlesische Dichter war mit Goethes Sohn befreundet?
7. Welcher berühmte Berliner Maler stammte aus Breslau?
8. Wo schrieb Carl Maria von Weber seinen Freischütz?
9. Welcher Käse ist nach einem schlesischen Berge benannt?
10. Wo traf Friedrich der Große mit Kaiser Joseph II. zusammen?
11. Welcher große schlesische Dichter lebt in Schreiberhau?
12. In welcher Tierzucht steht Schlesien an der Spitze aller preußischen Provinzen?
13. Welches berühmte Brüderpaar machte das Riesengebirge zu seiner Heimat?
14. Wie hieß Hindenburg vor dem Kriege?
15. Welches sind die wichtigsten Industrien Schlesiens?
16. Aus welcher schlesischen Stadt kommen welche Kuchen her?
17. Angehörige welcher Nationalität legten die ersten Glashütten in Schlesien an?
18. Welche Eisspeise heißt nach einem schlesischen Magnaten?
19. Wie heißt das erste aufgeführte Theaterstück Gerhart Hauptmanns?
20. Welcher bekannte Schlesier sprach auffallend wenig?
21. Welcher schlesische Badeort hat ein Metall im Namen?
22. Welche Würste werden in Schlesien am meisten gegessen?

Die Antworten und die Namen der besten Löser erscheinen in der nächsten Nummer.

Schlesisches Süsses Reich

Das Lied vom Oderstrand.

Wu de Liebichsheeh' tutt funkeln
Und au viel Genuß verspricht;
Wu ma ooms au im Dunkeln öfters Oarm an Beene
bricht;
Wu de Kindermadel sitzen und der Liebste dicht dabei
Und doas Kind fällt underdessens ein doas Woasser nei;
Wu de große Koarpe schwimmt, die de aber keener
nimmt,
Weil se su eim Schloampe steckt, doas se su nach
Pompse schmeckt,
Wu der Doampfer „Wilhelmshafen“ auf dem Eisblock
festestand,
Ist der Ort, wo ich geboren, an dem Oderstrand.
Wu der Milchverein jetzt schbricht: „Sauft ock doas
Gemoansche nicht,
's is kee Fett nich, 's is kee Schmoalz, denn doas Vieh
kriggt lauter Soalz.“
Wu dr Voater met dr Tochter uf dr Schwedaschoanze
ranzt,
Wu se obends fer an Sechser immernooch a Stickla
tanzt;
Wu se eim Kaluder foahrn und se schmeeßen ihn ein
Sand,
Ist der Ort, wo ich geboren, an dem Oderstrand.
Wu de Nitschken eener froate, als se triebetimplich
schaut,
Ubs denn woahr is, doas dr Nitschke molchmo sie
ganz richtig haut;
Wu se soat: „Er hoot mich freilich durchkalascht ganz
ferchterlich,
Oa de Wand gestupft irscht neulich, doch ‚gehauen‘
nicht“;
Wu ein der Resursche dann monche angelt eenen Mann;
Wenn er dann tutt freundlich sein, loadt s'n glei zen
Koffi ein;
Wu se dann kommt oageschritten, aufgedunnert wie
a Pfau
Und verpucht tief ausgeschnitten und vir Kälde grien
and blau;
Wu se dann oam späta Oomde Robert reicht de kiehle
Hand,
Is der Ort, wo ich geboren, an dem Oderstrand.

Mitgeteilt von Prof. Joh. M. Avenarius.

Mit und ohne.

Ferdinand Roemer, von 1855—1891 Geologieprofessor an der Breslauer Universität, war sehr witzig und wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet. Einen seiner besten Scherze machte er einem Kanonikus B. gegenüber, der ein dickes Buch verfaßt hatte, um das Siebentagewerk der Bibel mit den Anschauungen der modernen Schöpfungsgeschichte in einen Einklang zu bringen. Eines Tages redete der Kanonikus Roemer auf der Promenade an: „Wissen Sie, Roemer, ich bin mir jetzt über die Natur der Kometen klar geworden. Sehen Sie, es gibt Weltkörper mit Atmosphäre und solche ohne Atmosphäre, folglich muß es auch Atmosphären ohne Weltkörper geben, und das sind eben die Kometen.“ — „Das läßt sich hören“, erwiderte Roemer; „es gibt Affen mit Schwänzen und Affen ohne Schwänze, folglich muß es auch Schwänze ohne Affen geben.“

Nach Max Grubes: Jugenderinnerungen eines Glückskindes.

Ein freundlicher Radfahrer.

Ein altes Mutterle geht über die Straße und wird von einem Radfahrer angefahren, ohne daß der junge Mensch vorher geklingelt hätte. Sie sagt erobst zu ihm: „Nu, soin Se a mo, kinn Sie denn nie klingeln?“ — „O, ja,“ antwortet der, „klingeln koan ich schun, aber bluüßig no nie rodfoahrn!“ *ursus.*

Aus einer Theater-Ankündigung vor 100 Jahren.

Der berühmte Komiker Casperle wird sich bei der erwarteten Schauspielergesellschaft befinden und die gebildeten Kunstfreunde freuen sich im Voraus auf sein Meisterspiel. Seine bekannte originelle Manier auszuspuken ist bei seinem früheren Hiersein von dem Gekakel impotenter Kritiker getadelt worden, doch ist es klar, daß er eben durch dieses Ausspucken der große Meister geworden ist, als den jeder kompetente Kritiker ihn anerkennt, wie wir es gründlich beweisen werden. Übrigens spuckt er so, weil er es will und das ist hinreichend, vielleicht läßt er sich dennoch herab, die Gründe seines Spuckens den Unverständigen mitzuteilen.

Aus dem Breslauischen Erzähler.